



Ausgezeichnet
Sportler erringen Gold
und Silber Seite 7



Aufgeschlossen
DIM präsentiert sich in
neuem Gewand Seite 10



Aufgebaut
„Kunterbunt“
fertig saniert Seite 8

Wir für Berlin

Wir gestalten individuelle Lebensqualität

ZEITUNG FÜR MITGLIEDER, MITARBEITER & FREUNDE DES UNIONHILFSWERK



18. Jahrgang
Ausgabe 76
3. Quartal 2012

Lutz Krieger: Nachgedacht

Wir sind ja so sozial

Es vergeht kaum eine Woche, in der die öffentlich-rechtlichen und privaten TV-Sender ihren Zuschauern nicht ein Quiz mit sozialer Zielstellung offerieren. Nach 20:15 Uhr treten hier Prominente auf: Politiker, Schauspieler, Journalisten, ja selbst Leute aus der Wirtschaft fehlen nicht. Wir drücken den Teilnehmern die Daumen und hoffen auf reichen Geldsegen, ohne dass wir selbst zur Kasse gebeten werden. Diese harmlose Version von „Brot und Spiele“ steht in der Gunst der Zuschauer so hoch, weil uns der gute Zweck das Gefühl vermittelt, wir selbst gehörten zu der Spezies der Gutenmenschen. Die Kandidaten dagegen schlüpfen in die Rolle von Robin Hood, der es den Reichen – TV-Anstalten – nimmt und den Bedürftigen gibt. Die Zielgruppe des Geldsegens kann der Neubau einer Demenz-Klinik im Thüringer Wald, einer dörflichen Volkstanzgruppe in Oberbayern oder ein Eltern-Treff in Hamburg-Harburg sein – wir sehen gerührt zu und schalten ab. Das eben ist der Medaille andere Seite: Wir schalten ab! Wir lassen andere sozial sein! Wir erfahren, wo es brennt, ohne selbst zu löschen! Unsere Statistenrolle gleicht der des Staates: an sozialen Brennpunkten wird er zunehmend Zuschauer, er handelt nicht mehr in unserem Steuerbürger-Auftrag – die Medien tun es für ihn. Das fehlende Kinderfrühstück, der gesellschaftliche Auftrag für die, die der Hilfe bedürfen, die sozialen Aufgaben der Gesellschaft als Quoten-Quiz. Wir fühlen uns dabei ja so sozial!

„Das Fernsehen als Lagerfeuer der Familie ist vorbei“

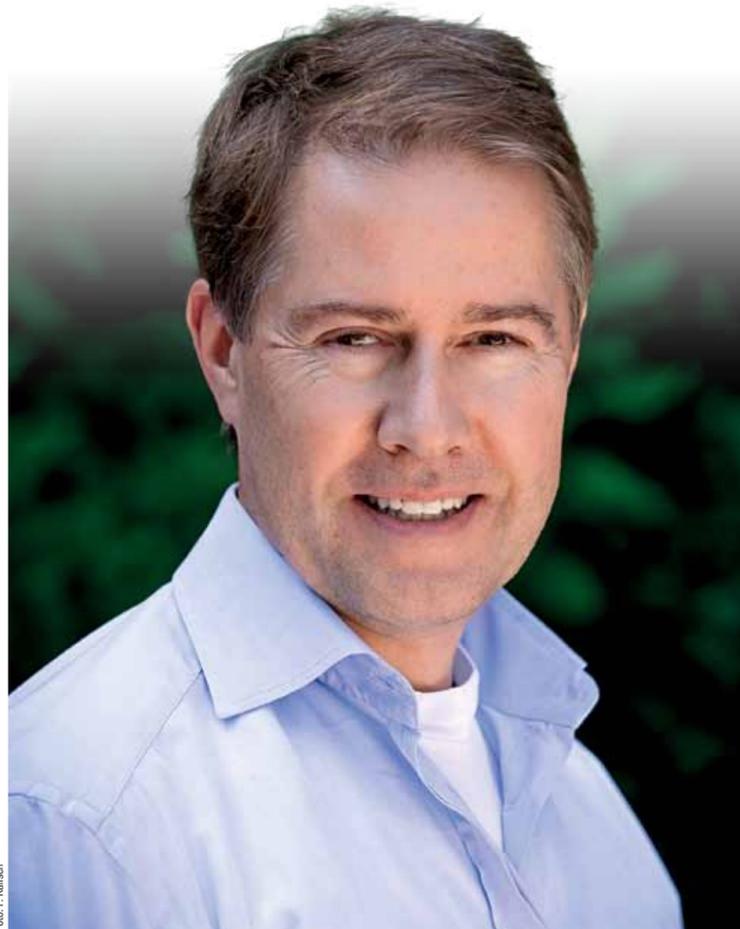


Foto: P. Keilisch

TV-Star Ulrich Meyer zur Zukunft der Programme

■ **Schöne neue Welt? Ulrich Meyer, Sie sind ein Journalist unserer Tage, der in den letzten Jahrzehnten Fernsehgeschichte mitgeschrieben hat – wie aber wird uns das Fernsehen in 15, 20 Jahren begleiten? Wagen wir einen Blick in die Zukunft!**

Die Menschen werden über so etwas wie iPads TV schauen, sie werden das Fernsehen also mit sich herumtragen. Außerdem wird es eine Unmenge von Kanälen geben. Die Menschen werden ihre Lieblingsprogramme sofort gucken, oder irgendwann, wenn sie Zeit und Lust

dazu haben. Die Zuschauer werden sich insgesamt freier fühlen und ihre Abende weniger von Programmschemata der Sender bestimmen lassen. Es wird noch Sendungen geben wie „Wetten dass“, aber wegen der unzähligen anderen Angebote nur mit einer Million Zuschauern! Fernsehen als „Lagerfeuer“, das Familien zusammenführt und gemeinsam schauen lässt, das wird es leider nicht mehr geben. Ansonsten werden wir wirkliches Senioren-Fernsehen haben: Ein langsames Fernsehen, das den eingeschränkten Wahrnehmungsmöglichkeiten älterer Menschen entgegenkommt. Was da geht und was nicht, können wir jetzt schon an älteren Tanten in der Familie sehen.

■ **Es gibt also schon Vorbereitungen für diese Fernseh-Zukunft?**

Ja, die fällt ja nicht vom Himmel. Um bei meinen Tanten zu bleiben: Sie kommen mit wenigen Sendern aus, sie würden sich auf etliche Kanäle niemals verirren. Und nie Programme schauen, die sie in eine unbekannte Welt führen. Also z.B. Programme, die in der amerikanischen Welt spielen, mit komplizierten Namen, die werden ihr Interesse nicht finden. Später, wenn viele Menschen älter geworden sind, die diese Welt selbst kennen gelernt haben, werden solche Serien aus dem Ausland wieder auf mehr Interesse stoßen. Wir können uns also auf etliche Wiederholungen geliebter Serien einstellen! Trotzdem: Senioren-Fernsehen wird eine weniger dichte Daten- und Reizflut

anbieten, weil ältere Menschen ihre Konzentration nicht verschwenden können. Das Fernsehen muss Informationen didaktisch geschickter aufbereiten, speziell beim Thema Nachrichten. Ich habe gerade gestern eine News-Sendung mit so vielen Zahlen in einem einzigen Satz gesehen, dass ich mich gefragt habe, wo will der eigentlich hin? Bis ich das kapiert hatte, war die Nachricht an mir vorbeigerauscht. Fernsehmacher der Zukunft werden sich viel eher an den Fähigkeiten der alten Menschen orientieren – und viele der Jüngeren werden sagen: Wunderbar, endlich mal klar informiert!

■ **Konzipieren Sie diese neuen Formen?**

Ja, wir befassen uns seit mehr als fünf Jahren mit dieser Art Senioren-TV, standen zwei Mal kurz vor der Markteinführung. Aber es geht da um viel Geld, da sind siebenstellige Summen pro Jahr notwendig. Und wir merken, dass wir uns jetzt schon wieder gewandelten Voraussetzungen anpassen müssen. Wir waren ursprünglich der Meinung, unser Senioren-TV gezielt an Altenheime zu senden. Jetzt liegt die Schwierigkeit schon darin, dass viele Ältere um jeden Preis so lange wir möglich zuhause bleiben wollen und die Verweildauer in Altenheimen deshalb immer kürzer wird.

■ **Bekommt das Fernsehen für die älteren Menschen eine größere Bedeutung, weil sie selbst nicht mehr aktiv an vielen Bereichen des Lebens teilnehmen können?**

Fortsetzung auf Seite 2

Achtung, Überfall!

Zoll-Überprüfung im „Pflegewohnheim Stallschreiberstraße“ sorgt für „Überraschung“

Die Mitarbeiter des „Pflegewohnheim Stallschreiberstraße“ staunten nicht schlecht, als am 14. Juni drei Zollner unangekündigt das Gebäude stürmten: Kontrolle – auf Grundlage des Arbeitnehmer-Entsendungsgesetzes. Die Leiterin des Pflegewohnheims, Kerstin Rodenbusch, ließ sich bereitwillig als Erste kontrollieren. „Das lief alles sehr nett und harmlos“, erinnert sie sich. Mit den rund 65 Mitarbeitern, gingen die Zollner dann leider nicht mehr so zuvorkommend um. Die Angestellten wurden in Dreiergruppen vorgeführt und u.a. zu Vertragsart, Gehaltshöhe und Stand des Arbeitszeitkontos befragt. Hier regte

sich erster Unmut. Darf der Zoll das fragen? Muss ich das im Beisein meiner Kollegen beantworten? Tatsächlich darf der Zoll – und man muss antworten. Sechs Mitarbeiter verweigerten zunächst die Aussage, gaben die Informationen aber schließlich doch noch preis. Im Abschlussgespräch ließen es sich die Zollner trotzdem nicht nehmen, noch mal auf den Putz zu hauen. Wenn die Mitarbeiter sich noch mal so querstellen würden, könnten die Kontrolleure auch mit 20 Wagen, schusssicheren Westen und MGs wiederkommen. Spätestens hier war für die Leiterin der Pflegeeinrichtung der Spaß vorbei. „Ich habe



Foto: Fotolia

Bei der Kontrolle ließen die Zollner Fingerspitzengefühl vermissen

ihnen gesagt, dass ich ihnen in diesem Fall den Zutritt zum Wohnbereich verwehren würde“, erinnert sich Kerstin Rodenbusch. Stationäre Pflegeeinrichtungen sind Kontrollen und Beratungen, wie vom MDK, der Heimaufsicht, der Hygienekontrolle, dem Brandschutz u.s.w., gewohnt. Bislang waren diese Beratungen aber immer durch Wertschätzung und einen konstruktiven Austausch gekennzeichnet. Ob der „Überfall“ des Zolls zu besseren Arbeitsbedingungen oder einer höheren Bewohnerzufriedenheit führt, darf an dieser Stelle zumindest bezweifelt werden.

Katrin Diel

Eine Ehrung für alle



Foto: Claudia Pfister

Liebe Mitglieder, Mitarbeiterinnen, Mitarbeiter und Freunde des UNIONHILFSWERK!

Vor einiger Zeit konstatierte Gerd Liesegang, Vizepräsident des Berliner Fußball-Verbands, in einem Interview mit der Berliner Woche, dass die Vereine in Zukunft flexibler werden sollten. Zudem müsse man sich der Frage stellen, welche Interessen der Engagierte hat und wo seine Fähigkeiten liegen. Und er fügte hinzu: „Vereine müssen Gelegenheitsstrukturen schaffen und schlummernde Talente wecken.“ Damit sprach er mir aus dem Herzen, denn was für einen Fußball-Verein zutrifft, gilt auch uneingeschränkt für das UNIONHILFSWERK. Aufgrund eben dieser Erkenntnisse haben wir bereits vor längerem die Bildung von Interessengemeinschaften angeregt, sowie die Möglichkeit einer Schnuppermitgliedschaft in unserer Beitrags- und Finanzordnung festgeschrieben. Doch Erfolg in dieser – wie ich meine, richtigen Richtung – lässt bislang leider noch auf sich warten.

Und so sind auch die Befürchtungen mancher Bezirksvorstände, es könnten Parallelstrukturen entstehen, völlig grundlos. Dennoch gilt es diesen Weg konsequent weiter zu verfolgen, um nicht eines Tages vor der bitteren Erkenntnis zu stehen, dass der Verein nicht mehr lebensfähig ist. Im Klartext heißt das, unverzüglich alles daran zu setzen, neue Mitglieder zu gewinnen, aber auch potentielle Interessenten an das UNIONHILFSWERK heranzuführen und sie für Aufgaben entsprechend ihrer Neigungen zu begeistern.

Im nächsten Jahr werden in den Bezirksverbänden neue Vorstände gewählt – und dann wird mit Sicherheit auch die eine oder andere Leitungsfunktion vakant.

So ist es jetzt schon (höchste) Zeit, sich Gedanken darüber zu machen, welche Position durch wen zu besetzen sein könnte. Ich erinnere in diesem Zusammenhang daran, dass laut unserer Satzung eine mindestens einjährige Mitgliedschaft im Verein die Voraussetzung für die Übernahme einer Wahlfunktion ist.

Gut gerüstet sind deshalb jene Verbände, die langfristig Nachfolger aufgebaut haben. Aber es geht, wie gesagt, nicht nur um das Ehrenamt im Verein. Denn der Vorstand bedarf seinerseits auch der Mitglieder, die ihm unterstützend zur Seite stehen. Und das bedeutet auch für uns: „Schlummernde Talente wecken und für die Mitarbeit begeistern.“

Zum Abschluss möchte ich mich noch ganz herzlich bei allen denen bedanken, die mir zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande ihre Glückwünsche übermittelt haben.

Ihr

Dieter Krebs
Landesvorsitzender

Neues

Wir und Andere

Fortsetzung von Seite 1

Laufende Bilder bekommen generell für alle Altersstufen eine immer größere Bedeutung; sie interessieren. Und das heißt, dass das geschriebene Wort, das erklärende Wort auf Papier an Bedeutung verliert. Informationen jeder Art kommen über Bilder, und das wird in der Zukunft noch stark zunehmen.

■ **Wird diese Entwicklung auch in der journalistischen Arbeit eine Veränderung herbeiführen?**

Ulrich Meyer

Der deutsche Journalist und Fernsehmoderator wurde am zweiten Weihnachtstag 1955 in Köln geboren. Nach einem kurzen Abstecher in die Humanmedizin (Studium von 1976 – 1979) absolvierte Ulrich Meyer ein Volontariat bei der Kölnischen Rundschau und stieg dort nur ein Jahr später zum stellvertretenden Lokalchef auf. 1985 ging der Rheinländer zum privaten Fernsehsender RTL plus. Hier arbeitete er sich schnell vom Korrespondenten zum Nachrichtenchef hoch und übernahm 1989 die Leitung des Boulevardmagazins Explosiv. Ab 1992 wechselte Meyer als freier Produzent zum Fernsehsender Sat.1. Für diesen entwickelte und moderierte er die Sendung „Einspruch“. 1995 übernahm Ulrich Meyer schließlich die Moderation des äußerst erfolgreichen Reportagemagazins „Akte – Reporter kämpfen für Sie“.

Wir Journalisten müssen uns viel stärker daran ausrichten, was unsere Zuschauer, unsere Leser von uns haben wollen. Wie kommen wir näher an die Menschen ran? Wo müssen wir uns nach der Decke strecken? Da haben wir noch einen weiten Weg vor uns! Der Fernsehjournalist bekommt ja am nächsten Tag seine Beurteilung – über die Quoten: Wo waren die Zuschauer gebannt, wo sind sie weggesprungen? Der Radiomacher bekommt solche Beurteilungen in Zahlen zweimal im Jahr, der Print-Journalist so gut wie nie.

■ **Hat in einer sich so verändernden Medienlandschaft eine Zeitung wie „Wir für Berlin“ eine Chance?** Wir wissen auf die Minute genau, wie lange Menschen Fernsehen gucken. Wir wissen aber nicht, wie lange Menschen sich mit einem Blatt Papier beschäftigen. Sie lesen die Überschriften, klar. Aber sich in Muße mit Texten auseinandersetzen, eine Meinung an sich heranlassen, die einem erst mal nicht gefällt, das ist eine Frage von Zeit und intellektueller Offenheit. Wer leistet sich das und wie oft? Genaues wissen wir da nicht. Ich hoffe, dass auch das bedruckte Papier Zukunft hat, und Themen wie in „Wir für Berlin“, Platz lässt. Tatsache ist, dass die Zahl der Titel zurückgeht,



Journalisten unter sich: Lutz Krieger im Gespräch mit Ulrich Meyer

dass völlig andere Verbreitungsformen nach vorn rücken, z. B. über das Internet. Gerade beim Thema Netz steigt ja das Interesse älterer Menschen enorm an.

■ **Haben Sie Angst vor dem Altern?**

Nicht eine Sekunde. Angst hat man doch nicht vor den Jahren, sondern vor körperlichen und geistigen Einschränkungen. Ich bin neugierig wie immer, ich kann mir gar nicht vorstellen, dass mit Neugier irgendwann mal Schluss sein sollte. So lange Lust auf Neues da ist, muss man sich keine Sorgen machen. Die Herausforderung ist doch: Wie mit dem Alter umgehen?

Viele fragen sich, wie sie leben wollen, mit wem etwa sie dann zusammenziehen sollen, wie sie sich Aufgaben teilen. Rasen mähen ist für mich okay. Kochen sollten andere. Also: Mir ist nicht bange vor dem Altern. Die meisten Menschen sind doch viel gesünder als ihre Eltern, Großeltern, gar Urgroßeltern, die durch harte körperliche Arbeit oder Kriege geschädigt waren. Älter werden und fit bleiben, das haben wir heute nicht zuletzt der eigenen Vernunft zuzuschreiben.

Da werden sich die Zuschauer aber freuen. Danke für das Gespräch.

Das Interview führte Lutz Krieger

Schwarzes Theater nur auf der Bühne

Die Rheinbabenallee feiert 40. Geburtstag

„Wir wollen die hier nicht“ – mit dieser wenig herzlichen Begrüßung durch die Nachbarschaft startete vor 40 Jahren die Geschichte des Wohnheims Wilmersdorf. Heute ist von der anfänglichen Feindseligkeit zum Glück nichts mehr zu spüren – im Gegenteil! „Wir sind hier sehr gut integriert“, berichtet Susanne Buchholz, Leiterin des Wohnheims und erzählt vom Fall einer alten Dame, die bis vor kurzem als Ehrenamtliche einen Bewohner regelmäßig zu kleineren Ausflügen abholte.

Vorreiterstellung

Einrichtungen für erwachsene Menschen mit geistigen und psychischen Erkrankungen sind heute fester Bestandteil ihrer Grundver-



Foto: K. Diel

Extra angegeist: Erste Leiterin der Rheinbabenallee Elvira Profé



Foto: P. Möller

Schwarzes Theater begeistert Zuschauer

sorgung, 1972 sah die Sache jedoch anders aus. So makaber es klingt, doch durch die Euthanasie der Nationalsozialisten gab es zu diesem Zeitpunkt erstmals überhaupt wieder Bedarf an solchen Einrichtungen. Wer als psychisch krank oder behindert galt, lebte damals – sobald eine Versorgung im eigenen Elternhaus nicht oder nicht mehr möglich war – auf den Langzeitstationen der Krankenhäuser oder in Altenheimen. Zum Glück nahm sich Hilda Heinemann, die Frau des Bundespräsidenten Gustav Heinemann (1899-1976), dem Thema der Entospitalisierung dieser Langzeitpatienten für ihre Hilda-Heinemann-Stiftung an. Erstes Modellprojekt: die Rheinbabenallee. Die damalige Leiterin, Elvira Profé, 86, erinnert sich gut: „Frau Heinemann kam im Frühherbst 1971, um die Räumlichkeiten zu besichtigen, sah mich an und meinte: Wir beide, wir

machen das zusammen!“ Am 10. Januar 1972 zogen die ersten Bewohner ein.

Heimat statt Heim

Ehrensache, dass Frau Profé zum 40. Jubiläum des Wohnheims aus Mieszkowice/Polen, anreiste. Gemeinsam mit zahlreichen Besuchern lauschte sie den Festreden des stellvertretenden Bezirksbürgermeisters, Klaus-Dieter Gröhler, sowie der des Stadtrats für Soziales und Gesundheit, Carsten Engelmann. Auch Edith Ulrich aus der Senatsverwaltung hielt eine kurze Ansprache. Selbstverständlich

war auch die Geschäftsführung des UNIONHILFSWERK durch Norbert Prochnow vertreten. Und: Nach 25 Jahren übergab Stephan Vötig die Leitung der Rheinbabenallee symbolisch in Form eines Blumenstraußes mit Staffelfstab an seine Nachfolgerin, Susanne Buchholz. Ein weiterer Höhepunkt des Festes war ein Schwarzes Theater. Vom Bau der Kulisse und Requisiten bis zur Entwicklung der Szenen wurde alles von den Schauspielern mit und ohne Handicap selbst erarbeitet. Geehrt wurden an diesem Tag auch zwei Bewohner, die ebenfalls ihr 40. Jubiläum in der Rheinbabenallee feierten. Sie sind der schöne Beweis dafür, dass der Wunsch von Hilda Heinemann – erwachsenen Menschen mit Behinderungen eine Heimat außerhalb ihrer Herkunftsfamilie zu schaffen – im Wohnheim Wilmersdorf geübt ist.

Katrin Diel



Norbert Prochnow gratuliert Bewohnerin Margot Seiler zu ihrem 40. Jubiläum in der Rheinbabenallee

berichten

Bezirksverbände Berlin



Mit der Rente in den Unruhestand

Helga Mattig – gute Seele der Klingsorstraße

Nur wenige Schritte von der Bushaltestelle entfernt liegt unser Ziel: das ehemalige Ladengeschäft in der Steglitzer Klingsorstraße, Ecke Amfortasweg. Auf den beiden großen Schaufenstern ist schon von weitem „Treff“ und „Nachbarschaftshilfe“ in großen Lettern zu lesen, daneben das Blumen-Logo und der Schriftzug UNIONHILFSWERK. Hier sind wir mit Helga Mattig verabredet, seit 1991 Vorsitzende des Steglitzer Bezirksverbandes. Um auf der Bank draußen neben der Eingangstür Platz zu nehmen, ist das Wetter zu unbeständig. Also gehen wir nach drinnen und wärmen uns mit einer Tasse heißen Kaffee auf.

Helga Mattig, 78, zeigt uns den Veranstaltungsplan für den laufenden Monat: An 17 von 31 Tagen stehen Aktivitäten wie Gedächtnis- oder Gesprächsgruppe, Gesellschaftsspiele, Basteln, Flohmarkt oder Kaffeeklatsch auf dem Programm. Mal kommen vier oder fünf, mal zehn Personen. Wird Kaffee und Kuchen gereicht, sind es auch schon mal 20 Besucher. Während der Öffnungszeiten von montags bis freitags zwischen 10 und 17 Uhr ist jedenfalls immer Betrieb. Kein Wunder, der Nachbarschaftstreff des UNIONHILFSWERK ist fester Bestandteil des Kitzlebens. Die meisten Anwohner sieht man fast täglich, man grüßt sich und wechselt schnell ein paar Worte. Auch Helga Mattig ist hier tief verwurzelt: Seit

40 Jahren wohnt sie gleich nebenan, die meisten Leute kennt sie aus der Nachbarschaft.

Ein Leben im Kiez

Sie erinnert sich noch an die Zeit, als hier im Ladengeschäft eine Schneiderei Kundenwünsche erfüllte, an die letzten zwei, drei Jahre, da die Räume leer standen. Sie erzählt von den umfangreichen Baumaßnahmen Ende vergangenen Jahres, bevor Mitte Dezember 2011 der Nachbarschaftstreff dann endlich eingeweiht werden konnte. Dass es überhaupt dazu kam, ist der umtriebigen 78-Jährigen zu verdanken. Auf ihre Initiative hin gab es bereits Mitte der 90er Jahre einen solchen Kieztreff in der Stephanstraße, dieser musste jedoch 2008 aus finanziellen Gründen wieder geschlossen werden. Gymnastik und Gedächtnistraining ebenso wie der Frühschoppen fanden so übergangsweise in der Wohnung von Frau Mattig statt.

Und dann erzählt Helga Mattig, eine echt Berliner Pflanze, aus ihrem Leben. Sie kommt im Wedding zur Welt, während des Krieges verschlägt es sie nach Österreich. 1946 kehrt sie nach Berlin zurück, beendet die 10. Klasse und wird Apothekenhelferin in Moabit. Nach ihrer Heirat 1954 geht sie mit Ehemann Gert, einem Landwirt, nach Thüringen auf den Hof eines Verwandten. Hier fassen sie jedoch nicht Fuß und



Der Nachbarschaftstreff liegt Helga Mattig am Herzen

ziehen deshalb nach kurzer Zeit wieder nach Berlin. Auch nach ihrer Rückkehr steht sie hinter dem Tresen einer Apotheke, diesmal allerdings im Osten der Stadt. 1957 geht es schließlich nach Steglitz, 1969 in die Klingsorstraße. Statt Medikamente verkauft sie jetzt Lebensmittel, bevor sie 1977 als Sekretärin zum Steglitzer Klinikum in die HNO-Abteilung wechselt und dort bis zur Rente 1994 bleibt.

Immer in Bewegung

Statt Ruhe- beginnt mit ihrer Rente für Helga Mattig aber der Unruhestand. Kaum Rentnerin übernimmt sie die Aufgaben der Geschäftsführerin im Verein „Hilfe mit Herz“. Bis heute managt sie in der Limburger Straße die Ausgabe von Möbeln und Dingen des täglichen Bedarfs an Asylbewerber, Aus-

siedler oder Einkommensschwache. Donnerstags und freitags ist sie in „ihrem“ Treff in der Klingsorstraße, unterstützt von den Ehrenamtlichen Dagmar Idrizi, ihrer Enkelin, Markus Müllerburg und Sabrina Sohbi.

Die soziale Arbeit war immer essentieller Bestandteil ihres Lebens. Ob früher im Sozialausschuss Steglitz oder jetzt im Gesundheitsforum Steglitz-Zehlendorf – für Helga Mattig ist gemeinnütziges Engagement eine Selbstverständlichkeit. Nur folgerichtig also, dass sie 1988 Mitglied im UNIONHILFSWERK wurde. Hier konnte sie tun, was ihr schon immer am meisten am Herzen lag: für andere Menschen da sein. Für ihr Engagement wurde sie 1996 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet, 2007 folgte die Verdienstmedaille des UNIONHILFSWERK in Silber.

ng

Leserbriefe

Wie allgemein üblich, behält sich die Redaktion vor, Leserbriefe aus Platzgründen zu kürzen – so auch bei „Wir für Berlin“. Die aus dem Bezirksverband Reinickendorf uns zugegangenen Schreiben, erklären sich selbst. Die kritisierte Passage meines Kollegen Dr. Gudenschwager drucken wir zum besseren Verständnis dazu.

Lutz Krieger

„Bereit fürs Ehrenamt“

Ein entscheidendes Kriterium bei der Kandidatensuche sollte es dabei vor allem sein, den Staffeln – wenn möglich – in jüngere Hände zu geben. Der Landesvorstand appelliert deshalb an Mitglieder mit den notwendigen Voraussetzungen zur Übernahme eines Ehrenamtes im Vorstand, sich zur Verfügung zu stellen.“

Dr. Wolfgang Gudenschwager

Reaktionen

Hier schlägt der Autor allen älteren Aktiven und älteren Vorstandsmitgliedern in den Bezirksverbänden und Ortsteilgruppen „die Faust ins Gesicht“ – man will sie nicht mehr!!! Dieser unqualifizierte Beitrag, in dem unerschwinglich die Ausgrenzung älterer Funktionsträger gefordert wird, ist die Fortsetzung der versuchten Abwahl in die Jahre gekommener Landesvorstandsmitglieder. Dem Autor des Beitrages und denen, die nach der Jugend rufen, ist zu empfehlen, sich aufzuhängen, damit sie nicht auch alt bzw. noch älter werden.

Familie Viehoeffe

Liebe Kollegen, danke an Familie Viehoeffe für die klaren und korrekten Worte. Ich kann mich nur voll anschließen und sehe mich darin bestätigt, was ich von der Zeitung halte: Arme Postille, was ist aus Dir geworden!

Christian Hahn

„Wahrhaftigkeit?“

Auf dem Hauptausschuss im März 2012 erklärte Herr Krebs vom Amt des Landesvorsitzenden zurückzutreten, wenn Hans Bethke zum Schatzmeister bei der Landeshauptversammlung gewählt wird. Auf der Landeshauptversammlung hatte dies keine Bedeutung mehr! Auf Macht zu verzichten ist sicher nicht leicht, aber manchmal wichtig und richtig (...) Die jeweiligen Wahlergebnisse und Gegenstimmen sollten zum Nachdenken anregen.

Joachim Leschnitzer

„Andere zu unterstützen war mir ein Bedürfnis“

Ursula Bücke erhält silberne Verdienstmedaille des UNIONHILFSWERK



„Silberne“ für Ursula Bücke

Seit die Verdienstmedaille des UNIONHILFSWERK im Jahre 1999 gestiftet und erstmalig verliehen wurde, gehört es zur schönen Tradition, zu den Hauptversammlungen des Berliner Landesverbandes verdienstvolle Mitglieder mit dieser Auszeichnung zu ehren. In diesem Jahr

gehörte Ursula Bücke zum Kreis derer, die für ihr langjähriges soziales Engagement zum Wohle des UNIONHILFSWERK mit einer silbernen Medaille gewürdigt wurden.

Ursula Bücke, Jahrgang 1946, erzählt: „Bereits zu DDR-Zeiten war es mir ein Bedürfnis, andere Menschen zu unterstützen. Wer das nicht unter dem Dach der Kirche tat, dem blieb nur die Volkssolidarität. Hier ging es mir um diejenigen, die der Hilfe bedurften und die vom Staat mit ihren Sorgen oft allein gelassen wurden.“

Als sie im CDU-Kreisvorstand Friedrichshain nach der Wende erstmalig vom UNIONHILFSWERK hörte (welches bis dahin nur im Westteil der Stadt existierte), war ihr sofort klar: Hier will ich mich einbringen. So wurde sie kurz nach der Gründung des Bezirksverbandes im Dezember 1991 Mitglied und freiwillige Helferin. Zu diesem Zeitpunkt stand Ursula Bücke – von Haus aus staatlich geprüfte Apothekenfacharbeiterin, Industriekauffrau und studierte Energetikerin – als

CDU-Frau und Stadträtin außerdem dem Ressort Umwelt im Bezirksamt Friedrichshain vor. Als die politische Parteienkonstellation wechselte, machte sie sich umgehend auf die Suche nach neuen Aufgaben. Zunächst arbeitete sie als Projektleiterin bei einer Baufirma, schulte dann zum Facility Manager um und landete schließlich als Finanzberaterin bei einer großen Versicherung.

Ehrenamt ist Ehrensache

Trotz ihrer zahlreichen beruflichen Verpflichtungen, kam bei Frau Bücke das Ehrenamt nie zu kurz. Wie selbstverständlich übernahm sie – die sich als Finanzfachfrau so gut mit Geld auskannte – deshalb auch gerne die Aufgaben der Kassenprüferin im Bezirksvorstand.

Als im Jahr 2000 dann nach einem neuen Schatzmeister gesucht wurde, fiel die Wahl ebenfalls wie selbstverständlich auf sie. Seit nunmehr zwölf Jahren verwaltet und hütet Frau Bücke nun sorgsam die Finanzen des Bezirksverbandes. Aber auch

sonst ist „Uschi“, wie sie von ihren Freunden genannt wird, immer zur Stelle, wenn sie gebraucht wird. Egal ob es sich um die Vorbereitung und Durchführung des Sommerfests, der Weihnachtsfeier oder andere Festivitäten im Seniorenzentrum Singerstraße handelt – Uschi packt an. Besonders liegt ihr das kulinarische Wohl der Mitglieder am Herzen. Nur folgerichtig also, dass sie vor gut acht Jahren ihren eigenen Catering-Service eröffnete. Dessen Qualität wissen nicht nur die eigenen Mitglieder, sondern auch zahlreiche Mitglieder in anderen Bezirksverbänden sowie in der Hauptverwaltung zu schätzen.

Die „Silberne“, so Ursula Bücke, „verstehe ich nicht nur als Dank, sondern vielmehr als Ansporn, mich auch künftig für die Ziele des UNIONHILFSWERK einzusetzen, und das ganz praktisch. Punkt.“ Wir sagen auf diesem Wege trotzdem noch mal Dankeschön fürs Engagement und freuen uns auf viele weitere gemeinsame Jahre.

Wolfgang Gudenschwager

Landesvorstand konstituiert sich

Am 21. Juni, der ersten Sitzung nach der Jahreshauptversammlung, hat sich der neu gewählte Vorstand des UNIONHILFSWERK Landesverband Berlin e. V. konstituiert und den Geschäftsverteilungsplan für die laufende Wahlperiode beschlossen. Gleichzeitig wurden Dr. Wolfgang Gudenschwager und Katrin Vogel in den Landesvorstand kooptiert.

ng

Neues

Wir und Andere



Im Gespräch mit Christian Reumschüssel-Wienert

Entwicklungen in der Berliner psychiatrischen Versorgung

■ Was hat sich in der Versorgung der Menschen mit psychischen Erkrankungen und Behinderungen in den letzten 20 Jahren verändert?

1993 wurde mit dem Krankenhausplan die Anzahl psychiatrischer Krankenhausbetten von 5.475 auf 3.590 bis 1998 verringert, damit verbunden war ein regionaler Versorgungsauftrag. Parallel dazu wurde, basierend auf dem „Psychiatrieentwicklungsprogramm“ (PEP), das außerklinische Hilfesystem regional kräftig ausgebaut. So entstanden im Rahmen der Eingliederungshilfe vielfältige Formen des Betreuten Wohnens sowie auf der Grundlage von Zuwendungen psychosoziale- und Suchtberatungsstellen und sog. Zuverdienstbetriebe. 1999 bekamen die Sozialpsychiatrischen Dienste ebenfalls einen Versorgungsauftrag für ihre Bezirke und Psychiatrie- bzw. Suchtkoordinatoren für die regionalen Hilfen.

Ende der 1990er Jahre wurde ein „personenzentrierter Ansatz“ in Berlin flächendeckend umgesetzt. Er bezog die inzwischen veränderten gesetzlichen Finanzierungs-

bedingungen mit ein. Trotz angespannter finanzieller Situation – auch der Berliner Sozialhilfeträger – verbunden mit zu erwartenden Kürzungen, einigten sich die staatlichen und nicht-staatlichen Akteure auf ein „Trägerbudget“ für die entgeltfinanzierten Einrichtungen des ambulanten und stationären Betreuten Wohnens und Beschäftigungstagesstätten, mit dem die einzelnen Träger auf flexible Weise ihren regionalen Versorgungsverpflichtungen nachkommen konnten. Im Gegenzug verpflichteten sich die Träger, ab 2004 pro Jahr 2,5 % mehr Klienten zu versorgen.

■ Worauf können die Akteure im Ergebnis dieser Entwicklungen stolz sein?

Die ersten zehn Jahre haben gezeigt, dass die konsensuale, an fachlichen und finanziellen Gesichtspunkten orientierte systematische Planung sehr erfolgreich war. Das Berliner Hilfesystem basierte auf den Bausteinen einer regionalen Krankenhausversorgung mit Tageskliniken und Institutsambulanz; regionalisierten Sozialpsychiatrischen Diensten, Psychiatriekoordination und einem „Fallmanagement“ in den Bezirken. Beratungsstellen sowie Zuverdienstbetriebe in allen Bezirken und der „Berliner Krisendienst“ zählten ebenfalls dazu.

Zudem gab es ein System von bezirklich orientiertem Betreuten Einzelwohnen, Wohngemeinschaften und Wohnverbänden, Beschäftigungstagesstätten und stationären Einrichtungen. Für diese hat sich das Trägerbudget zusätzlich als ökonomisch

sehr erfolgreich entwickelt. Die Budgetvorgaben konnten trotz Tarifsteigerungen und großer Fallzahlsteigerungen in den Budgetzeiträumen gehalten werden, wengleich ab 2007 flexiblere Budgetanpassungen notwendig wurden. Hier sorgte das „Budgetkontrollprogramm“ für Transparenz.

■ Was hat sich in letzter Zeit geändert? Warum?

Ende der letzten Legislaturperiode hat sich der Senat leider vom „Trägerbudget“ verabschiedet und ist zu Plätzvereinbarungen zurückgekehrt. Die Gründe hierfür basieren auf einem „Schiedsstellenbeschluss“, der eine vermeintliche Unrechtmäßigkeit von Budgets konstatiert – was aus meiner Sicht bezweifelt werden darf – sowie auf den Folgen des sogenannten „Maserati-Skandals“. Der neue Senat richtete in der Folge bei der Finanzbehörde ein Referat ein, das unter betriebs- und finanzwirtschaftlichen Aspekten die Finanzierungssysteme prüft. Neben den bisherigen rechtlichen und vertraglichen Regelungen soll durch Nachweise von „prospektiven Gesteuerungskosten“ mehr „Transparenz“ entstehen. Dies erscheint befremdlich – wurde doch das bisherige überaus transparente „Budgetkontrollprogramm“ vom Senat ohne Not beendet. Für die zwendungsfinanzierten Einrichtungen ist ein stärker am Wettbewerb orientiertes System vorgesehen.

■ Und die Auswirkung auf die Berliner Psychiatrielandschaft?

Vollständig lässt sich das noch nicht sagen. Die Umstellung auf



Christian Reumschüssel-Wienert ist Leiter des Referats Psychiatrie / Queere Lebensweisen im PARITÄTISCHEN Berlin

„Plätze“ führte zu einer Vielzahl von Beantragungen, die das Land vor beträchtliche Herausforderungen stellen wird. Die Forderungen des Landes zum Kostennachweis konterkarieren die Intentionen des Bundesgesetzgebers der BSHG-Reform von 1995, der auf ein „Preissystem“ hinauswollte. Insgesamt deuten die Maßnahmen darauf hin, dass das regionale System zu einem System von „Quasi-Märkten“ umgestellt werden sollten. Mit der möglichen Folge, dass regionalisierte und Sozialraum orientierte Hilfen für Menschen mit psychischen Behinderungen und fachliche Standards zurückgedrängt werden. Das wäre – nicht zuletzt angesichts ansteigender Fallzahlen – fatal.

■ Was muss aus Ihrer Sicht hier passieren?

Es ist wichtig, dass wir zu einer vertrauensbasierten und lösungsorientierten Verhandlungskultur zwischen staatlichen und zivilgesellschaftlichen Organisationen zurückfinden. Ansätze hierfür finden

sich in der Ankündigung des Landesbeauftragten für Psychiatrie bei der Veranstaltung zum „Psychiatriebudget“ im Berliner Abgeordnetenhaus am 31. Mai, gemeinsam mit den Leistungserbringern eine Arbeitsgruppe zu Finanzierungsmodalitäten einzurichten. Der Senat sollte eine Initiative starten, um die psychiatrische Versorgung umfassend zu gestalten. Neben der Förderung der „Integrierten Versorgung“ und der „medizinischen Rehabilitation“ zählt hierzu insbesondere die inhaltliche Gestaltung der durch den Art. 3 des jüngst verabschiedeten PsychEntgGes gegebenen Möglichkeiten, der nämlich „sektorübergreifende Versorgung“. Hierzu sollten Gespräche stattfinden. Die Erfahrungen aus „Budgets“ sollten weiterentwickelt und erprobt werden. In diesem Zusammenhang sollte das Angebot der „Qualitäts- und Budgetgemeinschaft Psychiatrie“ des letzten Jahres als ein Ausgangspunkt mit den Anbietern verhandelt werden.

Gesine Hanebuth-Schubert

Klares „Ja“ zum Alter!

Zum Abschluss des 10. Deutschen Seniorentages in Hamburg verabschiedete die BAGSO im Namen ihrer 110 Mitgliedsorganisationen – darunter das UNIONHILFSWERK – eine Erklärung unter dem Motto „JA zum Alter!“. Darin heißt es einleitend: „Die in der BAGSO zusammengeschlossenen Organisationen setzen sich für ein selbstbestimmtes, aktives und engagiertes Älterwerden in sozialer Sicherheit ein. Sie sind überzeugt, dass die Teilhabe älterer Menschen dem Einzelnen, aber auch der gesamten Gesellschaft zugutekommt. In einer Gesellschaft, die nicht nur älter wird, sondern auch schrumpft und ‚bunter‘ wird, kann die von vielen Älteren praktizierte Solidarität mit allen Generationen Vorbild sein. Sagen wir also JA zu einem Älterwerden in einer Gesellschaft für alle!“. Die zunehmende Lebenserwartung soll zugleich Motivation sein, „alles dafür zu tun, dass die gewonnenen Jahre auch zu erfüllten Jahren werden“. Auf der gleichzeitig stattfindenden Messe Senova präsentierte sich das UNIONHILFSWERK mit einem Infostand, an dem Mitglieder des Landesvorstandes den Besuchern Rede und Antwort standen. In Verantwortung des UNIONHILFSWERK stand auch der Workshop zum Thema „Pfleger und Beruf – welche Entlastungsmöglichkeiten bieten Pflegebegleiterinnen und -begleiter?“

ng

Zufrieden mit den eigenen Beschlüssen?

Politiker zum Sozialbudget

Die eingeladenen Vertreter der Parteien, Dr. Sibyll Klotz, (Bündnis90/Die Grünen) und Bezirksstadträtin von Tempelhof/Schöneberg, Thomas Isenberg (MdB), SPD-Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus, Elke Breitenbach, MdB, (Die Linke), Joachim Krüger (MdB, CDU Fraktion), Simon Kowalewski (MdB, Piratenfraktion) nahmen bei der abschließenden Podiumsdiskussion zu den vorgestellten Punkten und Problemen Stellung.

Sibyll Klotz informierte darüber, dass die Runde der Stadträte soeben beschlossen habe, sich auch auf Bezirksebene des Themas Budgetierung im Bereich der Psychiatrie (wieder) kontinuierlich anzunehmen und eine Arbeitsgruppe zu etablieren. Thomas Isenberg (SPD-MdB) hatte zuvor –

selbstkritisch bemängelt, dass die Budgetierung im vergangenen Jahr ohne öffentliche Diskussion und ohne Parlamentsdebatte vom rot-roten Senat beerdigt worden sei. Ähnlich selbstkritisch reflektierte Elke Breitenbach, die lange im Hauptausschuss des Abgeordnetenhauses vertreten war, den seltsamen Abschied von der Budgetierung: „Die Erfahrungen mit dem Budget waren ausgesprochen positiv, auch unter Kostenaspekten.“

Simon Kowalewski, Piratenfraktion: „Ich befürchte, dass das Modell, das wir jetzt haben, dazu führt, dass der Markt gren-

zenlos wächst, zumindest weit über die Bedürfnisse der Betroffenen hinaus. Was dann natürlich die Folge hätte, dass es einen Preiskampf gäbe, den wir uns nicht wünschen, besonders nicht die Neuanbieter.“



Foto: privat

Sibyll Klotz, BÜNDNIS 90 - DIE GRÜNEN: „In der Psychiatrieversorgung und den anderen Bereichen brauchen wir eine verlässliche Zahl von Trägern, die sich regional auskennen. Diese sollten dann mit den anderen Akteuren, die den Bezirk und die Klienten kennen, vernetzt sein.“



Foto: privat

Joachim Krüger, CDU: „Ich bin sicher, dass wir zu vernünftigen Ergebnissen kommen werden, denn es geht nicht darum, Ideologien voranzubringen, sondern Argumente zu wägen. Vieles, was ich heute gehört habe, war für mich sehr überzeugend. Jetzt müssen wir dafür sorgen, dass es für die Träger ein Stück Sicherheit gibt und dafür, dass ein gesunder Qualitätswettbewerb zwischen den Trägern, auch mit einer notwendigen Kontrolle, stattfindet.“

ghs

engagieren

Freizeit schenken



Qualität durch Qualifizierung

Freiwilligenfortbildung ein voller Erfolg

Erstmalig hat das Freiwilligenmanagement des UNIONHILFSWERK eine Einstiegsqualifizierung für Freiwilligeninteressierte im Engagementfeld „Freizeit- und Alltagsbegleiter/-innen für Menschen mit einer seelischen Erkrankung“ durchgeführt. Nachdem an einem Informationsabend das Gebiet sowie die Qualifizierungsmaßnahme an sich vorgestellt wurde, trafen sich von Mai bis Juni 2012 jeden Dienstagabend in Neukölln bis zu 14 Teilnehmer/-innen. Ziel des 6-wöchigen Kurses war es, grundlegende Kenntnisse über die Psychiatrie zu vermitteln. So ging es zunächst um die häufigsten Krankheitsbilder seelischer Erkrankungen und um die Frage, wie man diese akzeptieren und anschließend therapieren kann. Im direkten Austausch mit Betroffenen und Angehörigen erhielten die Teilnehmer u.a. Einblicke, wie sich Betroffene mit ihrer Erkrankung erleben und welche Formen der Selbsthilfe sie über die Zeit entwickeln können. Zudem wurde ein Überblick über psychiatrische Versorgungsstrukturen gegeben. Zum Abschluss ging es um Möglichkeiten und Grenzen des Einsatzes von freiwillig Engagierten – handelt es sich doch um kein leichtes Einsatzfeld.



Maria Zillich (l.) und Vera Rotau (r.) arbeiten nach der Einstiegsqualifizierung in der TWG Karl-Marx-Straße mit

Kompetente Hilfe

Die Grundidee der Fortbildungsreihe war es, Freiwillige in kurzer Zeit, aber auf inhaltlich hohem Niveau, zu einer kompetenten Hilfskraft und Begleitung für die Klienten zu qualifizieren. Sie sollten sich die notwendigsten Informationen und Kompetenzen aneignen, um mit der erforderlichen (Selbst-)Sicherheit arbeiten zu können. Dank dieser Qualifizierungsmaßnahme können sich die Einrichtungen nun

darauf freuen, ihre Teams durch gut angeleitete Freiwillige zu ergänzen. So arbeiten z.B. die Teilnehmerinnen Maria Zillich und Vera Rotau jetzt als Freiwillige in der Therapeutischen Wohngemeinschaft (TWG) Karl-Marx-Straße. Beiden hat nach eigenen Angaben die Reihe sehr gefallen. Sie fanden es hilfreich, dass Fachleute für ihre Fragen zur Verfügung standen.

Aufgrund der sehr guten Resonanz wurde entschieden, auch 2013 eine Qualifizierung anzubieten. Die

Reihe bot auch hauptamtliche Mitarbeiter/-innen, Teilnehmer/-innen des freiwilligen sozialen Jahres sowie Praktikanten/-innen u.ä. Gelegenheit zur Teilnahme. So kam es zu sehr interessanten Diskussionen, z.B. zwischen Betroffenen, Hauptamtlichen und Freiwilligen. Der Ansatz, Personen mit unterschiedlichen Zugängen zur Psychiatrie zum Gespräch an einen Tisch zu holen, wird nächstes Jahr weiterverfolgt.

Andreas Bo-Ehm

Termine

Informationsveranstaltung
„Das UNIONHILFSWERK – von einer Ehrenamtsinitiative zum großen sozialen Träger“
Do, 25.10.12, 18–20 Uhr
Café Sibylle, Karl-Marx-Allee 72, 10243 Berlin

PC-Kurs „Das Internet nutzen“
montags 14 bis 16:45 Uhr
12.11./19.11. und 26.11.12
Richard-Sorge-Str. 20, 10249 Berlin
Karlheinz Rieger, Fachberater Direktmarketing, Seniorreferent für PC-Kurse

Verleihung der Berliner FreiwilligenPässe
Mo, 19.11.12, 16–18 Uhr
Vorschläge von Einsatzfeldern im UNIONHILFSWERK an freiwillig@unionhilfswerk.de

Reflexionsrunde für freiwillige Mitarbeiter/-innen
Für Menschen, die das eigene Tun und die Begegnung mit anderen im freiwilligen Engagement reflektieren wollen.
Do, 29.11.12, 17:30–19 Uhr
Pflegerwohnheim „Alt Treptow“
Martin-Hoffmann-Straße 10, 12435 Berlin
Gabi Rimmel, Dipl. Sozialarbeiterin, Supervisorin (DGSv)

Weihnachtliche Dankeschönfeier am Internationalen Tag der Freiwilligen
Mi, 05.12.12, 16–20 Uhr
Einladungen an freiwillige Mitarbeiter/-innen erfolgen rechtzeitig.

Lohn und Brot

Freie Karten im Wintergarten

Wann immer es noch verfügbare Karten bzw. Restkontingente für Shows und Veranstaltungen des Wintergarten Varietés gibt, denkt Inge Jacobsen sofort an das UNIONHILFSWERK und seine zahlreichen Freiwilligen. Während ihrer eigenen, mehrmonatigen Arbeitslosigkeit lernte sie das UNIONHILFSWERK kennen und schätzen – seit November 2009 ist sie wieder in Lohn und Brot. Und zwar im Wintergarten. Ein Glück, nicht nur für sie, denn seit sie dort angestellt ist, kommen auch im-

mer wieder Engagierte des UNIONHILFSWERK in den Genuss von Freikarten. So z.B. für Shows wie „PEPPERMINT CLUB“, „FOREVER YOUNG“, „DER ZAUBERER VON OZ“ und „FUNKY TOWN Music, Fun & Acrobatics“. Inga Jacobsen hofft dabei, „dass wir einige fleißige Helferinnen und Helfer aus Ihrem Kreis glücklich machen können.“ Das tut sie ganz sicher. Das UNIONHILFSWERK dankt dem Wintergarten und Inge Jacobsen ganz herzlich!

Daniel Büchel



Engagierte dürfen sich über Freikarten für Wintergarten-Shows freuen

„Freude an jeder Stunde“

Helga Gesemann trainiert mit Senioren – und mit viel Spaß

Nur mit einem ‚e‘ schreibt sich ihr Name. „Ich bin bescheiden“, lächelt Helga Gesemann – und das ist sie wahrhaftig. So ist es auch gar nicht so einfach, etwas über ihre Person zu erfahren. Immer wieder bringt sie das Thema auf die Gruppe im Seniorenbegegnungszentrum Friedrichshain. Dort leitet die 82-Jährige für das UNIONHILFSWERK zweimal monatlich einen Kurs für Gedächtnistraining – ehrenamtlich, versteht sich. Seit 1994 ist sie dabei, mittlerweile selbst Seniorin, voller Elan, Fröhlichkeit und Humor. Und das ist ihr auch besonders wichtig: „Mir ist es ein Bedürfnis, die Menschen aufzumuntern“, betont sie. „Es soll Spaß machen, kein Zwang sein.“ Bis zu 20 Teilnehmer – Männer und Frauen – kommen daher auch gern und regelmäßig zu ihr in die Stunde.

Spiegelverkehrtes Querdenken

Wer regelmäßig teilnimmt am „Gehirnjogging“, ist klar im Vorteil, denn die Aufgaben, die Helga Gesemann mitbringt, haben es in sich. Es erfordert einige Übung, fehlerfrei und flüssig einen spiegelverkehrt gedruckten Text zu lesen und dann auch noch aus einigen markierten Buchstaben den Autor zu entschlüsseln, oder aus einem langen Wort möglichst viele neue Wortschöpfungen nach bestimmten



Helga Gesemann (li.) im Gespräch mit Brigitt Ihlau

Regeln zu kreieren. Die Atmosphäre in der Gruppe ist trotz der geforderten Konzentration heiter und gelöst, es wird viel gelacht, Wettbewerb oder Konkurrenz bleiben außen vor. Man hilft sich auch gegenseitig – „nein, das Wort hatten wir schon“, oder „der Begriff passt hier nicht“. Die Kursleiterin stellt in jeder Stunde ein Thema in den Mittelpunkt. Oft jahreszeitenbezogen, heuer ist es die Erdbeere. „Sammelruss“ wird sie auch genannt, denn tatsächlich gehört sie zu den Nüssen. Man lernt nie aus.

Für Kopf und Herz

Neben dem Gruppentraining beschäftigt sich Helga Gesemann aber auch mit den einzelnen

Menschen, hört zu, fühlt sich ein. „Viele sind leider allein und viele haben ihre Erinnerungen“, erzählt sie. „Da hört man von traurigen Flüchtlingsschicksalen und Kriegserlebnissen.“ Dies ist die letzte Generation derer, die von diesen Ereignissen noch aus erster Hand berichten kann. Zu Weihnachten unterstützt Helga Gesemann diese Erinnerungen deshalb auch ganz besonders. „Da lassen wir alte Bräuche gemeinsam aufleben, sprechen über traditionelle Gerichte und erinnern uns an Gerüche.“ Ein seltener und wertvoller Kreislauf, den Helga Gesemann da schenkt: Sie hilft dem Gedächtnis auf die Sprünge und pflegt die Erinnerungen, die daraus entstehen.

Brigitt Ihlau

gestalten

Lebensqualität stiften



Unterwegs mit ...

Martin Hufschmid

Ich treffe Martin Hufschmid (45) zu einem gemeinsamen Stadtspaziergang durch Berlin. Der Schweizer unterstützt seit vielen Jahren das Kompetenzzentrum Palliative Geriatrie (KPG). Doch was bewegt einen Schweizer überhaupt, sich ausgerechnet für das KPG in Berlin einzusetzen? Während unseres Gesprächs wird mir schnell klar: Unser KPG strahlt weit über die Landesgrenzen hinaus. Die palliativgeriatriische Bewegung ist international, global, wobei Globalisierung in diesem Zusammenhang ganz klar positiv zu verstehen ist. Sie vereint Menschen, die sich für eine neue Altenpflegekultur einsetzen – eine bessere Betreuung der hochbetagten, demenzkranken und sterbenden Menschen fordern.

■ Herr Hufschmid, was machen Sie beruflich?

Ich bin als IT-Spezialist in einem internationalen Großunternehmen mit Hauptsitz in der Schweiz tätig. Dabei bin ich per Telefon- und Videokonferenzen mit Mitarbeitern an diversen Standorten im Kontakt. Trotz aller Technologie stellt die Bereitschaft, ganzheitlich auf die Bedürfnisse der Interessengruppen einzugehen und offen über Probleme und Lösungsmöglichkeiten zu sprechen, einen wesentlichen Erfolgsfaktor für unsere Projekte dar.

■ Ganzheitlich auf die Bedürfnisse anderer Menschen eingehen und offen über Probleme und Lösungsmöglichkeiten sprechen, das klingt nach Palliativer Geriatrie...



Grüezi: Martin Hufschmid (li.) beim Interview mit Dirk Müller

Das ist wohl so! Wahrscheinlich fühle ich mich daher der Palliativen Geriatrie auch so verbunden.

■ Seit wann spenden Sie für die hospizlichen und palliativgeriatriischen Aktivitäten im UNIONHILFSWERK?

Seit 2006. Ich spende regelmäßig für die Zentrale Anlaufstelle Hospiz und das Kompetenzzentrum Palliative Geriatrie.

■ Warum liegt Ihnen das Thema so am Herzen?

Die Betreuung alter Menschen bis zum Tod, wird schon aufgrund der Demographie immer wichtiger. Viele haben keinen, der sich zu Hause um sie kümmert. Auch in der Schweiz gibt es durchaus Lücken im Versorgungsnetz.

■ Warum fließen Ihre Spenden trotzdem nach Berlin?

Gesellschaftliche Veränderungen starten in Metropolen wie Berlin – daraus resultieren neue Lösungsansätze, wie z.B. das Bedürfnis nach Anlaufstellen, Betreuungsdiensten und Schulungsangeboten. Die gewonnenen Erfahrungen haben

Dank des wissenschaftlichen Austauschs und der Kursangebote des KPG einen Multiplikatoreffekt. Ich finde es außerdem sinnvoll, gezielt für ausgewählte Projekte zu spenden und mich über deren Fortschritte regelmäßig zu informieren.

■ Kennen Sie einige der handelnden Personen im UNIONHILFSWERK persönlich?

Ich habe Sie, Herr Müller, und Frau Ulrike Hinrichs privat kennengelernt und dadurch einen tiefen Einblick in die Aktivitäten des UNIONHILFSWERK erhalten. Das Engagement der Mitarbeiter, das ich über diese Bekanntschaft miterlebt habe, dient mir als Gütesiegel für die sinnvolle Verwendung der gespendeten Geldmittel.

■ Haben Sie einen privaten Bezug zu hochbetagten oder sterbenden Menschen?

Meine Mutter feierte kürzlich ihren 86. Geburtstag. Nach einem Sturz war sie einige Monate im Krankenhaus, in der Reha und im Pflegeheim. Zum Glück hat sie sich wieder gut erholt.

■ Wie gestaltet sich die Versorgung alter und demenzerkrankter Menschen in der Schweiz?

Einzelne Krankenhäuser und Pflegeheime haben spezielle Betreuungsangebote, allerdings handelt es sich vor allem um zentrumsnahe Institutionen. In den Landkantonen oder kleineren Institutionen fehlt es noch an Personal, welches auf die Pflege von demenzerkrankten Menschen vorbereitet ist oder an geeigneten Räumlichkeiten.

■ Als Spender bekommen Sie die „Wir für Berlin“ automatisch in den Briefkasten. Was empfehlen Sie den Leserinnen und Lesern bei einem Zürichbesuch?

Die Altstadt von Zürich lässt sich zu Fuß wirklich gut erkunden, am Ufer der Limmat oder am Zürichsee finden sich zudem viele schöne Cafés und Restaurants. Eine Bootsfahrt mit dem Limmatschiff bis zum Zürichhorn ist ebenfalls sehr zu empfehlen. Bei guter Fernsicht sollten sie unbedingt mit der Uetliberg Bahn auf den Stadtberg fahren! Alle, die länger bleiben, sollten sich die Alpenlandschaft in Graubünden, den Genfer See und einen Abstecher ins Tessin zum Lago Maggiore nicht entgehen lassen.

Lieber Herr Hufschmid, herzlichen Dank für das Gespräch!

Dirk Müller

Seniorenwoche: „Uns geht ein Licht auf!“

Aktion des UNIONHILFSWERK

Haben Sie auch unsere Einladung anlässlich der Aktion „Uns geht ein Licht auf!“ erhalten? Darin erklärten wir den kühlen Sommer 2012 zum „Patientenverfügungs-Nachdenk-Sommer“ und luden am 25. August im Rahmen der Seniorenwoche auf dem Berliner Breitscheidplatz an der Gedächtnis-Kirche dazu ein, sich mit dem Thema Patientenverfügung zu beschäftigen.

Ingrid Kramm, eine unserer elf ehrenamtlich tätigen Patientenverfügungsberaterinnen, war den ganzen Tag dabei und stand den Besuchern vor Ort mit Rat und Tat zur Seite: „Diese Tätigkeit ist für mich eine persönliche Herausforderung und Bereicherung. Außerdem gibt sie mir die Möglichkeit, gezielt Hilfe zu leisten!“, erklärt sie ihr Engagement. Ihre Kollegin, Frau Roswitha Hinrichs, meinte zu den vielen am Thema interessierten Menschen: „Hier kann man die große Bedeutung einer Patientenverfügung sehr gut erklären und die Senioren ermutigen, sich mit dem Thema zu beschäftigen.“ Nicht nur die beiden, sondern noch viele andere unserer kompetenten haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter standen für Informationen und Beratungen zur Verfügung.

Die Aktion war ein voller Erfolg, denn: Rund 250 Interessierte kamen vorbei und ließen sich zum Thema Patientenverfügung beraten. So konnten viele neue Kontakte geknüpft werden. Die interessierten Frauen und Männer infor-

mierten sich ungezwungen über das Thema. Nicht wenige verabredeten zudem ein vertiefendes Beratungsgespräch. Andere wiederum hatten ihre Patientenverfügung dabei und ließen die Fachleute „einfach mal draufschauen“. Alle Besucher erhielten gratis eine Energiesparlampe. „Die Lampe ist ein Symbol. Auf dass uns und Ihnen „das Licht aufgehen“ möge, dieses wichtige Vorsorgethema nicht auf die lange Bank zu schieben – und es nicht zuletzt besser zu beleuchten!“, erklärte Dirk Müller, Fundraisingbeauftragter für die Hospizarbeit im UNIONHILFSWERK sowie Projektleiter des Kompetenzzentrums Palliative Geriatrie - KPG.

Doch nicht nur Standbesucherinnen und -besucher wurden beschenkt. Bisher kamen insgesamt Spenden in Höhe von rund 1.000 Euro für das wichtige Projekt Patientenverfügungsberatung zusammen. Tendenz steigend – denn auch Sie können sich noch beteiligen!



dimü

Foto: K. Diehl

Mehr als Bettelbriefe!

„Fundraising“ – Wozu?

Liebe Leserinnen und Leser,

ich sitze an meinem Arbeitsplatz und plötzlich klingelt das Telefon. Eine ältere Dame ist dran: „Warum bekomme ich denn schon wieder einen Bettelbrief von Ihnen? Ich habe doch letztes Jahr bereits gespendet?“ Diesen Anruf möchte ich zum Anlass nehmen, um Ihnen über das Fundraising im UNIONHILFSWERK zu berichten.

Fundraising bedeutet übersetzt Mittelakquisition, einen eigenen Begriff gibt es auf Deutsch leider nicht. Beim Fundraising steht jedoch nicht allein die Geldbeschaffung im Vordergrund, genauso wichtig ist die Beteiligung der Menschen an gesellschaftlichen Veränderungen. Bei uns findet dies zum Beispiel in der Palliativen Geriatrie statt. Was unsere Briefe an Sie angeht: Selbstverständlich sollen Sie sich nicht belästigt, sondern über unsere Arbeit informiert fühlen. Deshalb erhalten Sie auch unsere Infoschreiben und Einladungen, z. B. für das Benefizkonzert oder zur Fachtagung Palliative Geriatrie Berlin. Es ist unser Ziel,



Fundraising: Mehr als Geld sammeln

Transparenz zu schaffen, damit Sie nachvollziehen können, was mit Ihrem Geld passiert. Wenn Sie keine Post von uns bekommen möchten, respektieren wir das und streichen Sie aus der Kartei.

Ich freue mich aber natürlich umso mehr, wenn Sie uns gewogen bleiben – auch für die vielen Menschen, für die sich das UNIONHILFSWERK einsetzt. Denn: Die hochbetagten und sterbenden Menschen brauchen Hilfe! Was für großartige Arbeit bereits Dank einge-

gangener Spenden geleistet wird, können auch Sie sich gerne anschauen oder die Angebote selbst nutzen: Das UNIONHILFSWERK unterstützt alte, kranke und sterbende Menschen und deren Nahestehende. Es gibt ehrenamtliche Lebens- und Sterbegleitung über den Hospizdienst. Eine Patientenverfügungsberatung steht zur Verfügung sowie vielfältige Seminare, Workshops für die Altenpflege und Hospizarbeit. Überzeugen Sie sich!

Thomas Schill

aktiv sein

Körper & Geist



Gold und Silber für UNIONHILFSWERK-Athleten

Sportler beim Fußball, Schwimmen und Tischtennis erfolgreich

In München fanden vom 20.05. bis zum 26.05.12 die Special Olympics National Games statt. Das UNIONHILFSWERK trat in diesem Jahr beim Fußball, Schwimmen und Tischtennis an. Beim Fußball ging unser Team zum ersten Mal als Unified-Mannschaft an den Start – das bedeutet, dass auf dem Platz mindestens vier von sieben Spielern eine geistige Behinderung haben müssen. Die restlichen Spieler im Team waren Menschen mit psychischen Erkrankungen. Eine bunte Truppe – wie das UNIONHILFSWERK insgesamt. Andere Mannschaften traten auch mit nichtbehinderten Spielern an, so dass wir auf den 5. Platz von zwölf Mannschaften zu Recht stolz sein können. Nicht nur die fußballerischen Erfahrungen waren ein Gewinn, sondern auch die Entdeckung einer neuen Umgebung sowie der soziale Zusammenhalt in der Mannschaft. Höhepunkte der Special Olympics National Games waren für den Kader des UHW ganz klar die Goldmedaille für Vanessa Joseph, im 50m Freistilschwimmen, und die Silbermedaille für Martina Kirschke

beim Tischtennis. Beide Damen wurden bei ihren Wettkämpfen tatkräftig und lautstark von allen mitgereisten UNIONHILFSWERK-Sportlern angefeuert.

Unsere Sportler genossen die Zeit im Naturfreundehaus in Günding, auf dem Fußballplatz, im Schwimmbad, beim gemeinsamen Essen und bei den Ausflügen. Kritisches Hinterfragen der eigenen Leistung gehört ebenso dazu, wie die Entwicklung gemeinsamer Strategien für die Zukunft. Es war für alle Beteiligten ein tolles Erlebnis, ermöglicht durch die tatkräftige finanzielle Unterstützung der UNIONHILFSWERK-Stiftung.

Fußballturnier in Polen

Im Juni 2012 wurde dann in Werbellinsee das Qualifizierungsturnier des Seni-Cups für deutsche Mannschaften mit Spielern mit Beeinträchtigungen für das Finale in Polen ausgetragen. Die Kickers 97 vom UNIONHILFSWERK traten mit ihrer 1. und 2. Mannschaft an. Die 2. Mannschaft errang überraschend einen phänomenalen dritten Platz.



Es lebe der Sport: UNIONHILFSWERK national und international erfolgreich

Der 1. Mannschaft gelang sogar der Turniersieg, welcher sie für das Finale Anfang Juli in Polen qualifizierte. Ein Riesenerfolg, der selbstverständlich von allen ausgiebig gefeiert wurde.

Beim Turnier in Thorn, Polen, trafen sich dann insgesamt 31 Mannschaften aus Polen, Russland, Weißrussland, Litauen, Lettland, Tschechische Republik, Ukraine und Deutschland. Unsere Mann-

schaft wurde in die zweitstärkste von fünf Gruppen eingestuft und errang nach sechs Spielen mit nur einem Punkt Rückstand auf den Sieger einen hervorragenden zweiten Platz. Die Mannschaft des UNIONHILFSWERK hinterließ insgesamt einen sehr guten Eindruck. Trainer Marko Lehmann: „Hier zahlte sich unser Training aus. Nicht einfach lange Pässe nach vorne spielen, sondern das Mittelfeld durch kurze

Pässe überbrücken, Doppelpässe spielen und sich im Sturm durchsetzen und überlegt schießen.“ Die Belohnung für das harte Training: ein großer Pokal und Silbermedaillen für jeden Spieler. Innerhalb von nur 1,5 Monaten errangen die Sportler also gleich drei große Siege und vertraten den Namen des UNIONHILFSWERK so national und international würdig und erfolgreich.

Jürgen Weimann

Interview mit Horst Milde

„Der Neujahrslauf 1990 durchs Brandenburger Tor hat mich tief beeindruckt“

Konditormeister, „Erfinder“ und Organisator des Berlin-Marathons, Mitinitiator und Impulsgeber der gesamten Laufbewegung in Deutschland – das ist Horst Milde, 73 Jahre alt, aktuell Vorsitzender von German Road Races e.V. und Berater des Sportmuseum Berlin. Seit Beginn seines Wirkens setzt er sich zudem für die Integration von Menschen mit Behinderungen ein.

■ **Herr Milde, Sie organisierten ab 1974 den Berlin-Marathon und waren der erste, der auch Menschen mit Behinderungen einbezog.**

1981, ja. Ein Jahr danach war das Internationale Jahr des Behinderten. Jemand machte den Vorschlag, beim Berlin-Marathon Rollstuhlfahrer mitmachen zu lassen. Ich fand die Idee gut, aber es gab im damaligen Organisationskomitee auch Gegner, die

es nicht wollten. Ich habe mich aber durchgesetzt. Zuerst war es eher eine private Initiative, 1981 gingen insgesamt acht Rollstuhlfahrer an den Start. Nach dieser Premiere habe ich dann aus dem Telefonbuch alle Heime für Behinderte und Jugendheime rausgesucht und angeschrieben, ob sie nicht mitmachen wollen. So ging es los.

■ **Welche Bedeutung hat Sport für die Teilhabe von Menschen mit Handicaps? Denn: Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen im Sport gibt es ja nach wie vor.**

Die Sportpolitik, die Verbände und der vereinsgebundene Sport tragen beim Thema Integration eine große Verantwortung. Die Paralympics sind beispielsweise ein Hauptfaktor der internationalen Leichtathletikverbände. Egal ob in Australien oder Großbritannien, immer lagen die Athleten, die 100m laufen oder Rollstuhl fahren, praktisch auf gleichem Niveau wie die Nichtbehinderten-Leichtathleten. Meine Erfahrung ist: Es muss immer Menschen geben, die Motor sind und neue Ideen durchsetzen.

■ **Wie zum Beispiel?**

Initiativen und Projekte wie „Laufen für die Seele“, die Sportangebote des Vereins USE-SOWAS e.V., die UNIONHILFSWERK-Staffeln oder die Aktionen in Bethel oder

der Lebenshilfe. All diese Aktionen haben Pionierfunktion und sind Aushängeschilder der Integrationsbewegung von und für Menschen mit Behinderungen. Ohne das damit verbundene ehrenamtliche Engagement geht es aber nicht. Manfred Steinbach, früheres Mitglied im Präsidium des Deutschen Leichtathletik-Verbandes (DLV), hat einmal gesagt, es muss diese Leichtathletiknerster mit einzelnen engagierten Trainern geben. Ohne diese Einzelinitiativen wäre die Leichtathletik tot. Das gilt auch für die Integration von Menschen mit Handicaps.

■ **Welche war für Sie persönlich die beeindruckendste Laufveranstaltung, die Sie organisiert haben?**

Der Neujahrslauf 1990 nach der Maueröffnung – erstmalig durch das Brandenburger Tor. Das war für mich das Wichtigste. Verrückt! Vorher wurde ich ins Polizeipräsidium gerufen und man sagte mir, wenn die Läufer über die Grenze rennen, bekämen sie alle einen Stempel in ihren Pass. Ich antwortete: Da kommen 20.000! Wie stellen Sie sich das denn vor? Und die Ausländer müssen alle über den Checkpoint Charlie. Das geht doch gar nicht. Tatsächlich bekamen dann einzelne Läufer einen Stempel auf ihre Startnummer. Am Start drängelten sich dann ein paar amerikanische Soldaten in der ersten Reihe. Ich habe sie

zur Startlinie zurückschieben wollen, aber das ging nicht. Ich glaube, die wollten mich „verklappen“. Und dann der Westberliner Regierende Bürgermeister Walter Momper und der Ostberliner Oberbürgermeister Erhard Krack, die den Startschuss abgegeben haben...

■ **Sie klingen immer noch ganz beeindruckt.**

Das war ein Weltereignis! Wenn man sich überlegt, was da alles über die Bühne ging. Wie wir uns beispielsweise geeinigt haben, den Lauf gemeinsam zu veranstalten. Stefan Senkel, Organisator im Ostberliner Leichtathletikverband und ich haben uns an der Kochstraße im U-Bahnhof getroffen und dann gesagt: „Wir machen das jetzt“. Es gab nichts schriftliches, alles wurde einfach nur so von Mann zu Mann organisiert. Ja, Marathon kann man immer machen, einen solchen Lauf aber nur einmal im Leben. Wer die Geschichte nicht kennt, kann die Zukunft nicht meistern. Aus diesem Grund liegt mir auch das Sportmuseum Berlin oder der 100Meilen-Mauerweglauf, ein Erinnerungslauf auf dem Grenzstreifen, so am Herzen.

Lieber Horst Milde, wir danken Ihnen für das Gespräch und wünschen Ihnen weiterhin viel Gesundheit und Spaß am Organisieren.

Dietmar Klocke & Daniel Büchel



Horst Milde präsentiert seine Startnummer vom Neujahrslauf 1990

wachsen

Spielen, lernen, Spaß haben



Endlich wieder: „Kinderhaus Kunterbunt“

Gelungener Neustart nach umfangreicher Sanierung

Rot, gelb, blau, lila, orange – die Namen der Gruppen im „Kinderhaus Kunterbunt“ sind so bunt und vielfältig wie das Betreuungsangebot des völlig neu gestalteten Kinderhauses in der Weddinger Wiesenstraße. Insgesamt werden hier mehr als 80 Kinder in fünf Bereichen liebevoll betreut und gefördert. Das großzügig und fröhlich gestaltete Haus ist nicht zu vergleichen mit dem alten Gebäude, in dem die Gruppen seit 1987 untergebracht waren. Marode Fenster, veraltete Sanitäreinrichtungen und fehlende Wärmeisolierung erschwerten zunehmend die Arbeit. Die Erzieherinnen hatten mit den Auswirkungen tagtäglich zu kämpfen. So fehlten z.B. für die Kinder mit besonderem Förderbedarf – ihr Anteil liegt in der Kita an der Wiesenstraße immerhin bei rund 20% – zusätzliche Räume. Entsprechend mussten sich die Therapeuten der Kinder- und Jugendambulanz, die regelmäßig ins Haus kamen, die wenigen Mitarbeiter- und Materialräume teilen. Schon 2008 wurde erstmals ein Versuch unternommen, Fördermittel zur Sanierung des Gebäudes über das Programm „Soziale Stadt“ zu erhalten. Trotz Unterstützung des Quartiersmanagements und der Bezirks-Gremien fiel der Bescheid negativ aus.

Letzte Chance für den Standort

Das Konjunkturprogramm II bot die letzte Chance, den wichtigen und anerkannten Standort mit Fördergeldern zu sichern. Mit engagierter Unterstützung von Kooperationspartnern und Aufsichtsgremien, wie Schul- und Jugendamt und Kitaufsicht, wurden in den folgenden Monaten manch unvorhersehbare Probleme bewältigt. So endete z.B. die Suche nach einem Ersatzstandort für die Zeit der Sanierung in Form eines Containers, der auf dem Grundstück aufgebaut wurde. Norbert Bleisch, Leiter Haustechnik, berichtet rückblickend: „Erhebliche Mängel an der Bausubstanz,

deckt.“ Hinzu kamen Verzögerungen durch Lieferschwierigkeiten der Industrie und fehlende Kapazitäten der ausführenden Baufirmen. Die benötigten Eigenmittel mussten mehrfach aufgestockt werden, da sich der Umfang der Sanierung im Laufe des Rückbaus erheblich vergrößerte. Mehr als zwei Millionen Euro mussten letztlich insgesamt aufgebracht werden. Die Fördergelder über das Konjunkturprogramm II waren auf 840.000 Euro festgelegt, aus Mitteln des U-3- Investitionsprogramms („Krippenausbau“) konnten nochmals 53.000 Euro für die Ausstattung akquiriert werden. Trotzdem verblieb eine beträchtliche Summe, die der Träger aus Eigenmitteln zur Verfügung stellte.

Ein Kraftakt für alle Beteiligten

Abgesehen vom finanziellen Kraftakt wurde auch das Team der „Container-Kita“ bis an die Grenzen seiner Belastbarkeit gefordert: „Der Lärmpegel und die Enge im Container waren für diese lange Zeit schwer zu ertragen“, erinnert

sich die Kitaleiterin Sigrid Zöllner. „Ohne die tägliche Flexibilität bei der Angebotsgestaltung und mancher kreativer Lösungen wäre diese Zeit nicht möglich gewesen“. Auch die Geduld und das Verständnis der Eltern halfen dabei, das Provisorium zu überstehen. Immer wieder waren sie bereit, das Team zu unterstützen und manche Einschränkungen im Tagesablauf hinzunehmen.

Zu guter Letzt war aber Licht am Ende des Tunnels zu sehen: In unmittelbarer Nähe des Containers entstand ein Gebäude, das sowohl von außen als auch im Innenbereich ein echtes „Schmuckstück“ geworden ist. Als dann auch noch mit Hilfe der engagierten Haushandwerker die Möbel und das pädagogische Material in die neuen Räume gebracht wurden, war Aufbruchstimmung zu spüren. Ganz neu gestaltet ist der im Erdgeschoss angesiedelte Nestbereich: Für die Kleinsten entstanden großzügige Gruppenräume mit direktem Zugang zum Garten. Aber auch der Elementarbereich im Obergeschoss bietet mit seinen hellen Gruppen-



Gute Arbeit: „Kinderhaus Kunterbunt“ ging im Juli 2012 wieder in Betrieb

und Nebenräumen ganz neue Möglichkeiten für Kinder und Personal. In der Küche, jetzt großzügig gestaltet und teilweise mit neuen Geräten ausgestattet, wird wieder täglich das Essen frisch zubereitet. Besonders gelungen ist auch die barrierefreie Gestaltung der gesamten Anlage: sowohl der Zugang als auch Erreichbarkeit aller Räume ist behindertengerecht gestaltet.

Dass die „Zeit im Container“ die qualitative Arbeit nicht beeinträchtigt hat, zeigen die anerkennenden

Äußerungen von Mitarbeitern des Jugend- und Gesundheitsdienstes: Demnach ist nicht nur ein besonders gutes Sprachniveau bei den Kindern festzustellen. Auch der Entwicklungsstand kann im Vergleich zu anderen Einrichtungen als bemerkenswert bezeichnet werden. Ein großes Lob geht darum ganz besonders an das engagierte Team, das jetzt die pädagogische Arbeit wieder so gestalten kann, wie es die eigenen hohen Ansprüche erfordern.

Birgit Meinhardt

Der absolute WahnSinn

Ein Musical-Projekt der UdK und der Neuköllner Oper zum Thema Psychiatrie

„Schizophrenie“, „Persönlichkeitsstörung“ oder „Bi-Polare Störung“. Wie fühlen sich Menschen mit einer psychischen Erkrankung? Welche Welten und Lebensgeschichten verbergen sich in der Psychiatrie? Mit diesen Fragen beschäftigen sich seit geraumer Zeit Studenten des Studiengangs Musical der Berliner Universität der Künste, UdK, die unter der Leitung ihres Professors, Peter Lund, an einem Musical-Projekt mit dem Arbeitstitel „WahnSinn“ arbeiten. Karin Coper, Sozialarbeiterin am St. Hedwigs-Krankenhaus, seit Jahren künstlerisch in Berlin aktiv und Götz Strauch, Krankenpfleger und ebenfalls Kulturliebhaber, hatten nach dem Besuch eines Stückes über Computersucht in der Neuköllner Oper eine Idee: „Warum nicht einmal das Thema Psychiatrie in ein Musical übersetzen?“. Sie nahmen Kontakt mit Peter Lund, dem ehemaligen künstlerischen Leiter der Neuköllner Oper und jetzigen Leiter des Musical-Studiengangs an der UdK, auf. Dieser war sofort sehr interessiert und so begannen im Januar 2011 die Vorbereitungen für das Stück. Die Story: Eine 22-jährige junge Frau kommt nach Berlin, um hier zu studieren. Sie entwickelt unerwartet eine Psychose: Immer wieder erscheint eine Person, die ihr sagt, was sie zu tun hat und was sie sagen soll. Drei Monate lang verlässt sie ihre Wohnung nicht, verwahrlost vollkommen, wird von ihrer Schwester gefunden und in eine Klinik gebracht. Soll diese Ge-



WahnSinn – das Universität der Künste-Team fast vollzählig

sichte authentisch – noch dazu als Musical – erzählt werden, brauchten auch die Darsteller Einblicke, die sie am besten vor Ort gewinnen konnten. Karin Coper und Götz Strauch vermittelten die Kontakte zu psychiatrischen Patienten, unter anderem auch in zwei Einrichtungen des UNIONHILFSWERK: der Therapeutischen Wohngemeinschaft (TWG) Invalidenstraße und dem Übergangwohnheim Neukölln. Ende 2011 besuchten die Studenten erstmals verschiedene psychiatrische Einrichtungen. Ira Theofanidis, Larissa Puhmann und Johannes Brüssau waren beispielsweise zweimal im Übergangwohnheim Neukölln – räumlich nur einen Steinwurf von der Neuköllner Oper entfernt. Begleitet von Karin Coper und der Einrichtungsleitung Carolin Rosner bzw. der Sozialarbeiterin Yoni Marlena Musialik, trafen sich

die Studenten mit jeweils drei bis vier Bewohnern des Übergangwohnheims. Beim zweiten Treffen kam es bereits zu tiefer gehenden Gesprächen, in denen die Bewohner ihre Krankheitssymptome und zum Teil ihre Lebensgeschichten schilderten.

Die Eindrücke der Studenten

Larissa Puhmann (spielt die Schwester der Studentin): „Es war eine tolle Erfahrung, die Menschen kennenzulernen und zunächst auch einfach nur über deren Alltag zu sprechen. Dann fing eine Bewohnerin an über ihre Erkrankung, eine Depression, zu sprechen und ihre Lebensgeschichte zu schildern. So ermutigt, begannen auch die anderen Patienten über sich zu erzählen. Es war ein sehr intimes Gespräch. Am Anfang waren sich die Patien-

ten unsicher, nach der ersten Hemmschwelle tat es ihnen richtig gut, darüber zu reden. Aber auch die Bewohner merkten plötzlich, wie wenig sie voneinander wussten und waren sehr berührt, mehr über die persönlichen Hintergründe zu erfahren. Ira Theofanidis (die Studentin): „Im Vergleich zu anderen eher gedrückt wirkenden Einrichtungen empfand ich die Atmosphäre im gesamten Übergangwohnheim als sehr positiv. Es war sehr aufschlussreich, von den verschiedenen Ausprägungen einer Psychose zu erfahren. Einer der Bewohner erzählte, dass er Sachen an der Wand sehen würde – war dabei aber sehr heiter, während ein anderer eher aggressiv wirkte. Interessant war, dass wir gemeinsam über ihre Krankheitserfahrungen lachen konnten.“ Was der Besuch der Studenten für die Bewohner des Übergangwohnheims Neukölln bedeutet, beschreibt Ramona Frommholz: „Wenn ich nur einen kleinen Teil dazu beitragen kann, dass psychisch erkrankten Menschen nicht mehr mit Vorurteilen begegnet wird, habe ich durch meine Offenheit viel erreicht. Mir geht es darum, das Stigma loszuwerden. Psychisch krank ist nämlich nicht gleich psychisch krank.“

Gesine Hanebuth-Schubert

WahnSinn (Arbeitstitel)
Buch und Regie: Peter Lund (UdK)
Musik: Wolfgang Böhmer
Choreografie: Neva Howard, (UdK)
Uraufführung 21.3.2013



„Kunterbunt“ in bunt

welche zunächst nicht vorhersehbar waren, mussten zeit- und kostenintensiv angegangen werden: Es wurden im Zuge des Rückbaus sowohl große Schäden an den vorhandenen Installationen festgestellt als auch Baukonstruktionsfehler aufge-

mitmachen

Es ist normal, verschieden zu sein



Fünf Jahre miGes

Hilfe für Menschen mit Behinderungen und Migrationshintergrund



Vertrautes Setting: Kulturelle Anknüpfungspunkte geben Sicherheit

Mit der Gründung der miGes (Migration – Integration – Gesundheit) im Jahr 2007 hatten sich die gemeinnützigen Gesellschafter, Unionhilfswerk Sozialeinrichtungen gGmbH und Navitas gGmbH, viel vorgenommen. Es sollte ein Angebot entstehen, welches als Scharnier zwischen Menschen mit Migrationshintergrund und der Mehrheitsgesellschaft fungiert. Bestehende Angebote der psycho-sozialen Versorgung sollten dabei nicht ersetzt, sondern ergänzt werden.

Durch Umwege ans Ziel

Das Ziel war es, Hilfsangebote möglichst niedrigschwellig auszurichten, um so auch Betroffene zu erreichen, die sich weit in ihren Lebenszusammenhang zurückgezogen haben. Mögliche Gründe für einen solchen Rückzug können Unsicherheit, mangelhafte Kenntnisse über bestehende Unterstützungsangebote

Werkstatt für Menschen mit einer Behinderung. Der Begriff der Integration wird in der Arbeit der miGes als Prozess verstanden, der nicht nur die Person mit Beeinträchtigungen und Potentialen in den Fokus nimmt. Familie und kulturell geprägtes Umfeld werden grundsätzlich mitbedacht. Mit der Herstellung eines vertrauten Settings auf unterschiedlichen Ebenen soll eine Anbindung befördert werden. Wenn es also „Schwellen“ gibt, bei deren Überschreitung Menschen mit Migrationshintergrund besondere Probleme haben, hilft unter Umständen ein solcher Zwischenschritt, eine notwendige Unterstützung für Menschen mit Behinderung auszumachen und zu realisieren.

Kulturkompetenz & Fachwissen

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der miGes verfügen in der Regel über



Die miGes vermittelt Fertigkeiten des täglichen Lebens

oder die Vorstellung sein, Familien müssten Probleme mit Behinderungen und Erkrankungen alleine lösen. An diesem Punkt setzt die miGes an und bietet Betroffenen eine Art Übergangsangebot. In der Konzeption findet sich hierfür der griffige Satz „Integration in zwei Schritten“ – in der praktischen Umsetzung bedeutet dies: Erreichen, stabilisieren und anschließende Vermittlung von Betroffenen in ein weiterführendes Angebot, wie eine

doppelte kulturelle Kompetenz. Sie sind deutsche Staatsbürger und kennen gleichzeitig aus eigener Erfahrung den Hintergrund der Betroffenen. Sie bieten somit kulturelle Anknüpfungspunkte, die Ängste nehmen und Vertrauen bilden. Darüber hinaus werden mit den Kompetenzen professioneller Sozialarbeit die formalen Aufgaben der Leistungserbringung verbindlich erarbeitet. Die Verknüpfung von Kulturkompetenz und Fachwissen er-

möglicht es, Integrationsprozesse auf verlässliche Weise zu steuern und auch für Menschen mit Behinderung Möglichkeiten der Rehabilitation systematisch zu eröffnen.

Das Konzept der miGes hat sich bewährt. An den drei Standorten des Trägers – in Neukölln (Richardstraße und Karl-Marx Straße) und Mitte / Wedding (Osloer Straße) – finden heute vielfältige Aktivitäten statt. So finden u.a. Menschen mit geistigen, körperlichen oder Mehrfachbehinderungen oder mit psychischen Störungen sowie deren Angehörigen in zwei Selbsthilfegruppen Unterstützung. Zudem werden gegenwärtig etwa 100 Menschen mit Beeinträchtigungen in diesen Bereichen im Rahmen des Betreuten Einzelwohnens versorgt. Diese Einzelmaßnah-

men werden entweder im häuslichen oder im familiären Umfeld der einzelnen Menschen umgesetzt. Bewährt haben sich Orte der Begegnung, wie am Standort Richardstraße. Durch kulturell vertraute Merkmale, wie Sprache oder Verhalten, wird hier eine entspannte, einladende Atmosphäre geschaffen. So kann aus unverbindlichen Begegnungen oder Beratungssituationen ein verbindlicher Kontakt entstehen, der wiederum den Betroffenen zugutekommt.

Erfolgreich arbeiten

Auch die praktischen Ergebnisse sprechen für den Integrationserfolg von miGes: Etwa ein Drittel der Klientinnen und Klienten konnte bisher an Einrichtungen der Behindertenhilfe (z.B. Werkstätten) vermittelt werden. Inzwischen gibt es zwischen unterschiedlichen Einrichtungen dieses Bereiches und der miGes ei-

nen regen Austausch über gegenseitige Unterstützungsmaßnahmen. Diese reichen von kollegialer Beratung bis zur Begleitung in Einzelgesprächen. Darüber hinaus wünschenswert wäre außerdem eine systematische Begleitung von Besuchern der Selbsthilfegruppen der miGes in Kontakt- und Begegnungstätten, wie sie das Unionhilfswerk – Sozialeinrichtungen u.a. in Neukölln betreibt. Hier befinden sich die beiden Partner auf einem guten Weg. Selbstverständlich treffen in den Selbsthilfegruppen der miGes auch Menschen mit unterschiedlichen ethnischen Hintergründen zusammen. In diesem Zusammenhang ist die deutsche Sprache inzwischen ein fast selbstverständliches Verständigungsmedium, denn wer sich verstehen will, muss die gleiche Sprache sprechen.

Thomas Gervink und Serap Dertli



Türkische Entwicklungshilfe: EBRU-Malerei als Teil der Therapie

Gelungene Integration

Eigenständigkeit will gelernt sein

Menschen mit Behinderungen und Migrationshintergrund haben es oft doppelt schwer. Die Erfolgsgeschichten der Patientinnen, Aylin Özer* und Dilek Akgül*, zeigen, wie die Angebote der miGes den Weg in ein neues Leben ebnet können.

Aylin Özer, 27

Seit knapp drei Jahren wird sie bei der miGes betreut. Zuvor wohnte sie bei ihrer Mutter, hatte keine sozialen Kontakte. Über das Integrationsmanagement der Werkstatt ist es Aylin Özer gelungen, ein festes Arbeitsverhältnis auf dem ersten Arbeitsmarkt einzugehen. 2011 konnte sie in eine eigene Wohnung ziehen und meistert ihr Leben seitdem alleine.

Dilek Akgül, 23

Dieses Ziel hat auch Dilek Akgül. Die 23-Jährige wird seit ei-

nem Jahr bei miGes betreut und lebt bislang noch bei ihrer Mutter. Durch Mundpropaganda hatte sie von der miGes erfahren. Es ist das erste Hilfsangebot, das sie in Anspruch nimmt. Und das äußerst erfolgreich: Dilek Akgül konnte eine Ausbildung zur Bürokauffrau beginnen und wird diese in einem

Jahr beenden. Sie ist überglücklich, hatte sie doch vorher laut eigener Aussage keinerlei Zukunftsperspektiven.

kd

*Namen von der Redaktion geändert



Glücklich: Dank der miGes lebt Aylin Özer (li.) heute eigenständig

dazu gehören ...

Mittendrin ...



DIM – Anders als die Anderen

Die Imaginäre Manufaktur lebt auf



Das neugestaltete „DIM“ vereint Laden und Café in einem Raum



Erhalten blieb die denkmalgeschützte Regalwand

Produkte gibt es heute wie Sand am Meer. Für jeden Zweck und Geschmack und für jede Lebenslage, als hochwertige Premiumware oder günstige Discountervariante. Gefertigt aus herkömmlichen Materialien oder innovativen Hightech-Stoffen. Im Gegensatz zu dieser Fülle an Produkten ist das Wissen über ihre Herstellung eher dürftig. Wo wird gefertigt? Wer arbeitet unter welchen Bedingungen daran? Mit welchen Materialien? Manchmal geben uns Zertifikate darauf Antworten; zumeist aber bleibt die Geschichte des Produktes im Dunkeln. DIM – Die Imaginäre Manufaktur schlägt einen anderen Weg ein.

DIM startete 1998 als gemeinsames Projekt der Berliner Blindenanstalt und des Designbüros Vogt & Weizenegger. Die Idee war so einfach wie überzeugend: Die Designer gestalteten neue Produkte, die in den Werkstätten von blinden und sehbehinderten Menschen hergestellt wurden.

Auf diese Weise entstand eine umfangreiche Kollektion von außergewöhnlichen Bürsten- und Flechtprodukten, die weit über Berlin und Deutschland hinaus für Aufsehen sorgten. Seit 2005 wird das Projekt DIM von der Union Sozialer Einrichtungen (USE) gGmbH getragen.

Eine Geschichte. Made in Berlin

Mit einer Gruppe von Gestaltern/Designern nahm die USE 2012 die Entwicklung und Herstellung von Design-Produkten wieder auf. Man wollte die Marke DIM neu beleben – und stellte die Frage nach dem Sinn, nach dem, was DIM ausmachen sollte. Denn schnell war klar, dass es nicht allein darum gehen konnte, mit ansprechenden Produkten gute Geschäfte zu machen. Hier gibt es mehr zu erzählen, fand man. Denn DIM-Produkte sind anders als die meisten Produkte, die man heute käuflich erwerben kann. Sie erzählen die Geschichte hinter dem Produkt, die meist ausgeblendet wird.

Im Unterschied zu Massenartikeln werden DIM-Produkte im traditionellen Handwerk gemeinsam von behinderten und nicht behinderten Menschen hergestellt. Und das vor Ort, in Berlin und Brandenburg in den Werkstätten der USE gGmbH. Hier kann man sich jederzeit ein Bild von den Produktionsbedingungen machen.

DIM-Produkte werden überwiegend aus regionalen Rohstoffen hergestellt. Der Material- und



Energieverbrauch ist somit deutlich geringer als in der industriellen Produktion. Und nicht zuletzt sollen nur sinnvolle, langlebige Produkte das DIM-Label tragen dürfen. Das heißt, es sind Waren, die man sowohl von ihrer Qualität als auch Sinnhaftigkeit häufig und über eine lange Zeit benutzen kann.

Das ist ein DIM

Von der Bürste bis zum Kresse-Bär, vom Brotsack bis zur Holzente: DIM bietet eine außergewöhnliche Palette von Designprodukten, Utensilien für Küche und Wohnen, Spielsachen und Berlin-Souvenirs. DIM – Die Imaginäre Manufaktur überzeugt nicht nur mit ihrem Gestaltungsanspruch. DIM ist der lebende Beweis dafür,

dass behinderte und nicht behinderte Menschen gemeinsam hervorragende Produkte herstellen können.

Einen Überblick aus Designklassikern, wie dem Brandenburger Tor als Bürste und neuen Produkten kann man sich im neu gestalteten Laden-Café verschaffen. Am 29. August eröffnete der Laden in der Kreuzberger Oranienstraße 26 wieder, nachdem er umgestaltet und – gebaut wurde. Das neue

Konzept, das den Laden mit einem Café verbindet, lädt dazu ein, entspannt selbst-gerösteten Kaffee zu trinken sowie Kuchen aus der haus-eigenen Patisserie zu probieren und dabei im großen DIM-Angebot zu

stöbern. Der Bezirksbürgermeister von Friedrichshain-Kreuzberg, Dr. Franz Schulz, zeigte sich bei der Eröffnung beeindruckt. In seinem Grußwort betonte er, dass es die richtige Entscheidung gewesen war, die ehemalige Blindenanstalt damals an einen sozialen Träger zu übertragen. Durch die Öffnung des

Standortes trage die USE zum positiven Bild Oranienstraße bei.

In einem zweiten Schritt soll das Café für den Abendbetrieb erweitert werden, verrät Karin Absi, die Leiterin des Laden-Cafés. „So sind wir nun auch abends in dieser belebten Straße mit dabei.“

Lothar Gröschel & Ursula Laumann

„Ein super Erfolg“

USE-Fußballmannschaft belegt zweiten Platz

In der einmal im Jahr ausgetragenen Landesfußballmeisterschaft der Berliner Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM) erreichte das Team der USE gGmbH den zweiten Platz. Damit positionierte sich die engagierte Mannschaft zum wiederholten Male unter den drei besten Fußball-Teams.

Am 6. Juni trafen insgesamt zwölf Mannschaften im Hans-Zoschke-Stadion in Lichtenberg aufeinander. In zwei Leistungsgruppen kämpften sie um den jeweiligen Meistertitel. Bei der offiziellen Eröffnung des Turniers wurden die Sportler durch den Staatssekretär für Gesundheit und Soziales, Michael Büge, den Landesbeauftragten für Menschen mit Behinderung, Dr. Jürgen Schneider, und den Vorsitzenden der Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) WfbM, Andreas Sperlich, begrüßt. Anschließend eröffnete Staatssekretär Büge mit einem symbolischen Anstoß das Turnier.

In der ersten Leistungsgruppe versammelten sich neben dem USE-Team die Mannschaften der Berliner Werkstätten für Behinderte (BWB), der Lichtenberger Werkstätten für Behinderte (LWB) und der FSE Lankwitzer Werkstätten, um in 15-minütigen Spielen ihren Champion zu ermitteln.

Am stärksten war wieder einmal die Mannschaft der BWB, in fast allen Spielen trug sie einen Gewinn davon. Vor den Teams der LWB und der FSE konnte sich die USE den zweiten Platz sichern. „Ein super Erfolg bei den Voraussetzungen, mit denen wir ins Rennen gingen.“, kommentierte Trainer Lutz Schröder das Ergebnis. Denn im Gegensatz zu den anderen Mannschaften trainiert das USE-Team nicht drei bis vier Mal pro Woche sondern nur einmal. Zudem konnten in diesem Jahr zwei der besten Spieler nicht teilnehmen, da sie nicht mehr bei der USE beschäftigt sind. Für die Mannschaft ein schwerer Schlag, für die Spieler aber eine tolle Weiterentwicklung. Nachdem sie sich in der USE stabilisiert haben, holt der eine nun sein Abitur nach und der andere beginnt eine Ausbildung zum Koch.

„Mir ist es wichtig, dass die Spieler immer wieder gern zum Training kommen. Der Meistertitel ist dabei eher zweitrangig. Ich will keinen Leistungsdruck aufbauen, sondern die Freude beim Spielen in den Vordergrund stellen. Wenn das dann solche Früchte trägt – umso besser.“, erklärte Lutz Schröder nach dem Turnier.



Bezirksbürgermeister Dr. Franz Schulz im Gespräch

... durch Arbeit

... und doch geschützt



„Kurz vor dem Abitur kam die Depression“

Leben zwischen den Extremen



Eingangsberechnungen zu prüfen gehört zum täglichen Geschäft in der Finanzbuchhaltung

Sorgsam prüft Julia Bertram* die Eingangsberechnungen und sortiert sie für die Eingabe vor. Danach tätigt sie die nötigen Überweisungen. Seit neun Jahren arbeitet die 48-jährige Berliner nun schon in der Finanzbuchhaltung der USE gGmbH. Beeinträchtigt durch eine manisch-depressive Erkrankung steht Julia Bertram nicht mehr dem ersten Arbeitsmarkt zur Verfügung. In der Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) der USE hat sie ihren idealen Arbeitsplatz gefunden.

Der Weg dorthin war allerdings lang und voller Tiefschläge. Als 16-Jährige hatte Julia Bertram große Pläne. Sie war sehr ehrgeizig, wollte ein Einser-Abitur machen und Medizin studieren. Ein halbes Jahr vor dem Abitur kam ihr zum ersten Mal ihre Krankheit dazwischen: Sie erlitt einen manisch-depressiven Schub und musste für

mehrere Monate in eine Klinik. Ohne von ihrer Krankheit und dem Klinikaufenthalt zu berichten – zu beschämend waren die Erfahrungen – kehrte sie an die Schule zurück und holte das Abitur nach. Allerdings nicht so gut, wie sie es einst erhofft hatte.

nehmen Fuß zu fassen. Doch ihr Arbeitgeber kündigt ihr ein halbes Jahr vor der Verbeamtung auf Lebenszeit. Für Julia Bertram ist dies ein weiterer herber Schlag, der sie noch lange bewegt.

Während eines Praktikums im Krankenhaus entscheidet sie sich für eine Ausbildung zur Krankenschwester. Nach dem bestandenen Examen tut sich eine verlockende Perspektive auf: Mit einem Ehepaar geht sie nach Gran Canaria, um dort die Frau gemeinsam mit einem Kollegen zu pflegen. Doch der Traum

zerplatzt wie eine Seifenblase. Sie erkrankt wieder. Zurück in Berlin verbleibt sie die nächsten 1,5 Jahre in einer Tagesklinik.

Die Werkstatt für behinderte Menschen

In einem Praktikum bei Lebenswelten wird ihr klar, dass sie zunächst nicht wieder auf dem ersten

Arbeitsmarkt arbeiten können wird. Sie beantragt einen Schwerbehindertenausweis und findet in der Verwaltung der WfbM der USE einen Platz. „Die ersten zwei Jahre im Berufsbildungsbereich haben mir so gut getan, dass ich es gewagt habe, mich bei meinem ersten Arbeitgeber zu bewerben. Leider vergeblich. Aber bei der USE hat man mich wieder aufgebaut,“ berichtet die blonde Frau lächelnd.

Trotz allem noch immer voller Motivation findet sie einen Platz in der neu entstehenden Finanzbuchhaltung der USE. Ihre Aufgaben werden anspruchsvoller, deswegen erhält sie von der USE geförderte, externe Fortbildungen. Noch einmal versucht sie den Schritt in den ersten Arbeitsmarkt und durchläuft ein Praktikum im Büro einer Hauskrankenpflege. „Dort wurde mir klar, dass die Rahmenbedingungen bei der USE genau richtig für mich sind. Es gibt immer wieder Zeiten, in denen es mir nicht gut geht und darauf nimmt man Rücksicht bei der USE“, erzählt Julia Bertram. Auch ihre Ärztin bestätigt es, dass Frau Bertram bereits seit 15 Jahren nicht mehr in eine Klinik eingewiesen werden musste. Die Situation in der WfbM sei optimal für sie.

Und Julia Bertram wirkt tatsächlich wie ein Mensch, der zufrieden ist mit seinem Leben, wenn sie sagt:

Wir gratulieren!

Im 3. Quartal 2012 gehen unsere Glückwünsche an folgende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter:

Jubiläum

10 Jahre

Maike Liermann, Andrea Naumann, Christian Deneke, Kathrin Denk, Robert Albrecht, Ilona Vollbrecht

„Ich habe meine Krankheit akzeptiert. Ich bin froh, dass ich heute ein ganz normales Leben mit Arbeit, Ehemann, Freunden und drei Katzen führen kann.“

Ursula Laumann

*Name von der Redaktion geändert

HINGESCHAUT!

Im Südosten Berlins betreibt die Union Sozialer Einrichtungen (USE) gGmbH zwei beliebte Ausflugsziele: Das Haus Natur und Umwelt (HNU) und den Modellpark Berlin-Brandenburg. Beide liegen in der Wuhlheide, nur einen Katzensprung voneinander entfernt. Neu dazugekommen sind zwei weitere Adressen für Tierfreunde: Auch das Tiergehege im Schloss Britz und der „Tierpark“ Neukölln in der Hasenheide werden mittlerweile von der USE betrieben.

Diesmal machen wir einen Ausflug in den „Tierpark“ Neukölln, den die USE seit Anfang 2012 unter Nutzung einer Arbeitsfördermaßnahme betreibt. (Siehe auch Beilage „Mit uns erleben“). Im Damwild-Gehege tummeln sich zwei rostrote, gefiederte Gesellen, aufgeregt und doch sehr elegant laufen sie über den Rasen und erregen neben dem ruhigen Damwild viel Aufmerksamkeit.

Die Rostgans (*Tadorna ferruginea*) ist eine der sieben Arten der Gattung *Tadorna*, die auch Halbgans genannt wird. Der hübsche Vogel weist nämlich sowohl Merkmale von Enten als auch von Gänsen auf. Die intensive Farbe gab ihr den Namen.

So wie man als Laie Schwierigkeiten hat, sie als Gans oder Ente zu identifizieren, so lassen sich auch die Geschlechter nur schwer auseinanderhalten. Da die Tiere sehr treu sind und ihr Leben mit nur einem Partner verbringen, müssen sich die Männchen nicht mit bunten Federn schmücken.

Allein durch seinen schmalen schwarzen Halsring unterscheidet es sich vom Weibchen. Und auch bei der Paarung stehen die Männchen nicht im Vordergrund, die Initiative geht hier vom Weibchen aus.

Die robusten und winterharten Rostgänse gelten als leicht zu züchten und gehören zu den populärsten Wasservogelarten in Zoos. Die Hoffnung ist also groß, dass das flanierende Pärchen bald Nachwuchs bekommt.

„Tierpark“ Neukölln
Hasenheide 82
10967 Berlin
Tel.: 030 / 61 10 19 06

Öffnungszeiten:
März – Oktober 9-20 Uhr
November – Februar 9-17 Uhr



Ein Büro der Finanzbuchhaltung in der USE

mehrere Monate in eine Klinik. Ohne von ihrer Krankheit und dem Klinikaufenthalt zu berichten – zu beschämend waren die Erfahrungen – kehrte sie an die Schule zurück und holte das Abitur nach. Allerdings nicht so gut, wie sie es einst erhofft hatte.

Der Rückschlag kommt bei der Arbeit

Ihre Alternative wäre es nun gewesen, Französisch und Kunst zu studieren. Ihre Eltern wünschten sich aber eine solide Berufsausbil-

nehmen Fuß zu fassen. Doch ihr Arbeitgeber kündigt ihr ein halbes Jahr vor der Verbeamtung auf Lebenszeit. Für Julia Bertram ist dies ein weiterer herber Schlag, der sie noch lange bewegt.

Während eines Praktikums im Krankenhaus entscheidet sie sich für eine Ausbildung zur Krankenschwester. Nach dem bestandenen Examen tut sich eine verlockende Perspektive auf: Mit einem Ehepaar geht sie nach Gran Canaria, um dort die Frau gemeinsam mit einem Kollegen zu pflegen. Doch der Traum



betreuen

Sich wohlfühlen – zu Hause sein



Foto: C. Pfeiler

Viele fleißige Helfer verwandelten den Garten des »Pflegerwohnheims Altglienicke« in eine echte Oase

„Unser erste Gedanke war: Wir setzen vier oder fünf Tüten Tulpenzwiebeln in den Garten, es gibt eine deftige Mahlzeit und selbstgebackenen Kuchen für alle freiwilligen Helfer.“, so beschreiben die Akteure in Altglienicke die Ursprungs-idee für ein Projekt, das in vielerlei Hinsicht besonders ist! Zunächst waren da zwei engagierte Frauen: die Heimleiterin des örtlichen Kiezclubs, Ines Hoffmann, und die Leiterin des „Pflegerwohnheim Altglienicke“, Franziska Pfeil. Sie nutzten den Freiwilligen-Tag des Bezirks

Treptow-Köpenick im vergangenen Jahr, um sich für und gemeinsam mit Senioren nützlich zu machen. Die Idee zur Gestaltung des Gartens im „Pflegerwohnheim Altglienicke“ war geboren. Der Bereich Garten- und Landschaftsbau der Union Soziale Einrichtungen (USE) unterstützte die Planung von Anfang an mit Fachwissen und tatkräftiger Mitarbeit. Sie hatten u.a. die Idee, die Aktion zu einem Berufsbildungsprojekt weiter zu entwickeln. Prompt nahm sich eine Studentin des Themas im Rahmen

ihrer Belegarbeit an. So wurde das Projekt auch theoretisch begleitet.

Von der Idee zur Tat

Im wahrsten Sinne greifbar wurde das Projekt am 23. September 2011, dem Freiwilligen-Tag. Erste Bäumchen und Bodendecker sowie der neue Wegesverlauf konnten begutachtet werden. Ein für alle Beteiligten rundum schöner und gelungener Start. In den Wintermonaten planten die Auszubildenden und Beschäftigten des Garten- und

Es grünt so grün

Ort für die Seele:
Garten des „Pflegerwohnheims Altglienicke“

Landschaftsbaus das Projekt weiter. Im Frühjahr gab es dann leider erst mal eine böse Überraschung: Unter der viel zu dünnen Schicht aus Mutterboden traten Unmengen von Geröll zutage. Dieses ließ sich mit viel zusätzlicher guter Erde zum Glück aber bezwingen. Besucher von einst würden die gesamte Anlage heute wohl nicht wiedererkennen! Um all das umsetzen zu können, waren viele Helfer und ebenso viele Spenden notwendig. Heimleiterin Franziska Pfeil machte das Unmögliche möglich und sammelte Sach- und Geldspenden in Höhe von rund 20.000 Euro. Unter anderem spendete das Unternehmen Optiker Fielmann Pflanzen im Wert von ca. 2.500 Euro, die USE investierte Lohnkosten und Sachmittel in Höhe von circa 6.000 Euro.

Ein Ort für die Seele

Doch das Projekt ist bei weitem noch nicht abgeschlossen. Längst gibt es weitere Pläne für den nächsten „Bauabschnitt“. Entstehen sollen beispielsweise noch ein Hochbeet in Schneckenform für Kräuter, ein Rosen- und ein Lavendelbeet. Auch in

Sachen Barrierefreiheit gibt es noch jede Menge zu tun: Der Eingangsbereich mit seinem Kopfsteinpflaster stellt für Rollstuhlfahrer und Benutzer von Rollatoren nach wie vor eine große Herausforderung dar. Dieses Handicap soll mit Hilfe eines passenden Belages oder weiterer Platten so schnell wie möglich behoben werden. Gemütliche Bänke und große Sonnenschirme zum längeren Verweilen im Garten wären zudem ideal. Um diese Wünsche (oder zumindest einige davon) baldmöglichst zu erfüllen, werden für das Projekt noch weitere Unterstützer gesucht! Wenn auch Sie sich beteiligen und helfen wollen, freuen wir uns außerordentlich über eine Spende.

Gesine Hanebuth-Schubert

Spendenkonto:
Unionhilfswerk
Senioren-Einrichtungen gGmbH
Bank für Sozialwirtschaft
Konto 3195502
BLZ 100 205 00
Verwendungszweck: Garten
Pflegerwohnheim Altglienicke

Nachruf

Peter Hartmann



Foto: D. Ullmann

Peter Hartmann ist tot. Mit gerade einmal 53 Jahren erlitt er bei allen beliebte Mitarbeiter des Pflegerwohnheims „Am Plänterwald“ während seiner Arbeitszeit einen Herzinfarkt. Obwohl seine Kolleginnen sofort mit der Reanimation begannen, verstarb er wenig später auf der Intensivstation des Neuköllner Krankenhauses. Für alle ein Schock. Denn Peter Hartmann war nicht nur ein langjähriger Mitarbeiter – insgesamt war er zwölf Jahre beim UNION-HILFSWERK – sondern auch ein äußerst beliebter. Am 21. Juni, zwei Tage nach seinem plötzlichen Tod, kamen seine Kollegen zu einer kleinen und sehr bewegenden Trauerfeier in der Einrichtung zusammen. Die Heimleiterin Daniela Ullmann würdigte den Hausmeistergehilfen für seine Arbeit und Einsatzbereitschaft. „Wir alle haben Peter als

lebenslustigen und humorvollen Menschen kennengelernt. Sein Verlust schmerzt und er hinterlässt eine Lücke in unserem Haus“, so Frau Ullmann in ihrer Trauerrede.

Viele der Besucher der Trauerfeier entzündeten eine Kerze und sprachen ein paar persönliche Worte. Im Anschluss wurde im Gedenken an den Verstorbenen ein Apfelbäumchen im Garten gepflanzt. Die Mitarbeiter fertigten außerdem ein Kondolenzbuch an und überreichten es der Tochter von Herrn Hartmann zur Beerdigung. Die Mitarbeiter des Pflegerwohnheims „Am Plänterwald“ bedanken sich an dieser Stelle für die Anteilnahme. Ein besonderer Dank geht dabei an die Teilnehmer des aktuellenurses für Sterbebegleiter für ihre spontane Unterstützung und ihren Beistand.

kd

Auf dem Weg zum Traumberuf?

Schnupperpraktikum in Alt-Treptow

Was möchte ich nach meinem Schulabschluss machen? Wie finde ich meinen Traumberuf? Wo liegen eigentlich meine persönlichen Stärken? Wichtige Fragen, die sich die Schülerinnen und Schüler der 8. Klassen der Röntgen-Sekundarschule im Rahmen eines Berufsorientierungspraktikums stellen. Vorbereitet und ermöglicht wurde dieses Praktikum durch das Lokale Berufliche Orientierungszentrum (LBO), eines von vielen Angeboten des Stadtteilzentrums „Alte Feuerwache“ in Berlin-Kreuzberg. Dieses Projekt bietet Unterstützung beim Berufseinstieg, wobei die Schülerinnen und Schüler durch praktische Erlebnisse erfahren, was das Berufsleben für Möglichkeiten bietet und welche Voraussetzungen hierfür erforderlich sind.

Vier Tage schnuppern

An insgesamt vier Tagen erkundeten die Schüler Chahira und Orkan im Zeitraum vom 03.05.12 bis 31.05.12 für jeweils zwei Stunden unser Pflegerwohnheim. Begleitet wurden die beiden vom Pflegedienstleiter Tobias Wendrich und der Praktikantin des Sozialdienstes, Jana Petersohn. Am ersten Tag lernten die Schüler die Einrichtung und die Ansprechpartner kennen und hatten die Möglichkeit, sich mit den Heimbewohnern Frau Labrentz und Frau Locker über den Heimalltag



Foto: F. Böhmes

Rollstuhlschieben ist nicht leicht, als Lohn gabs für die Schnupperpraktikanten Orkan (li.) und Chahira (re.) aber tolles Passanten-Feedback

auszutauschen. Besonders interessant war für alle zu vergleichen, wie der Schulalltag aber auch die Freizeitaktivitäten früher waren und heute sind. Sehr beeindruckt zeigten sich die Schüler vom hohen Alter der Heimbewohner. Zum nächsten Treffen wurde ein kleiner Ausflug geplant. Die Schüler sollten dabei Erfahrungen und Eindrücke sammeln, wie es ist, einen alten Menschen im Rollstuhl zu schieben. Sie waren erstaunt, wie viele kleine Hindernisse es zu beachten gibt; empfanden das Schieben als sehr anstrengend, aber dennoch sind ihnen auch positive Blicke einiger Passanten aufgefallen, was allen letztlich ein positives Gefühl vermittelt hat. Am dritten Praktikumstag wurden die Schüler ausgiebig über die in einem Pflegerwohnheim arbeitenden Berufsgruppen informiert.

Die Mitarbeiter stellten ihnen dabei auch den Heimalltag dar. Zum vierten und letzten Treffen ging es dann an einem sonnigen Nachmittag mit den Bewohnern Frau Locker und Frau Bohnes zum Eis essen an den Treptower Hafen.

Die Schüler empfanden das Praktikum als wertvolle Erfahrung. Neben dem Einblick in den Berufsalltag im Pflegerwohnheim hat es auch dazu beigetragen, durch die Gespräche und die direkte Begegnung ein tieferes Verständnis für alte Menschen zu bekommen und Distanzen zu überwinden. Die Schüler bewerteten die Tage überaus positiv – was zeigt, dass diese Art von Berufsorientierung mit Freude und Interesse angenommen wurde.

Jana Petersohn

Leben

Würdevoll und selbstbestimmt ...
bis zuletzt

Lächelnde Mitarbeiter

Projekte zur Palliativen Geriatrie setzen neue Akzente

Das UNIONHILFSWERK hat es sich auf die Fahne geschrieben, die Palliative Geriatrie in den Pflegeheimen langfristig einzuführen und bearbeitet die Umsetzung dieses Ziels in verschiedenen Projekten. Diese helfen, voneinander zu lernen und die positiven Erfahrungen dem gesamten UNIONHILFSWERK nutzbar zu machen. Davon profitieren nicht nur die in den Heimen lebenden und arbeitenden Menschen, sondern auch unsere Zivilgesellschaft. In der vorangegangenen Ausgabe der „Wir für Berlin“ konnten Sie über den Sinn und Zweck der Projekte lesen. Ab sofort stellen wir Ihnen die Projekte genauer vor.

Schmerzfremheit im Alter

Viele alte Menschen leiden unter Schmerzen, leider auch in Pflegeheimen. Obwohl dieser Misstand offen thematisiert wird, sind die Ursachen für diese Misere vielfältig: So werden Schmerzen oft nicht ernst genommen: „Das ist halt so im Alter“, hört man häufig. Auch Ärztinnen und Ärzte sowie die Pflegekräfte wissen meist wenig über eine wirksame Schmerztherapie und die Behandlung belastender Symptome. Hinzu kommen Organisationsprobleme, unterschiedliche ethische Auffassungen, Missverständnisse oder mangelnde Kommunikation zwischen Medizinern, Pflegekräften und Angehörigen erschweren die Situation leider oft zusätzlich. Zum Glück ist das aber nicht überall der Fall. Im Pflege-



Fröhliche Runde: Das Projektteam Palliative Geriatrie hat trotz ernster Themen Spaß bei der Arbeit

heim „Dr. Günter Hesse“ gibt es erste positive Erfahrungen in der Umsetzung einer besseren Schmerztherapie für alte Menschen. Das Pflegeteam arbeitet bereits in einigen Fällen effektiv mit Hausärztinnen und -ärzten zusammen und bezieht Spezialisten – z. B. aus einem Schmerzzentrum –

mit dem Schmerzzentrum mit Leben zu füllen und die lückenlose schmerzärztliche Betreuung aller Betroffenen sicherzustellen. Die Projektgruppe, in der auch der Hospizdienst vom KPG einbezogen ist, stellte alle Aspekte der Zusammenarbeit auf den Prüfstand. Was läuft gut? Was schlecht? Was muss

halb der Praxisöffnungszeiten gelingt. Das führt zu mehr Lebensfreude für alle im Pflegeheim.

Gemeinsam stark

Themen des Älterwerdens, Sterbens und Tod werden nicht selten aus Hilflosigkeit oder Angst verdrängt. Das zweijährige Projekt im Pflegeheim „Am Plänterwald“ will alle Beteiligten zur bewussten Auseinandersetzung anregen und die Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse hochbetagter und sterbender Menschen sowie deren Nahestehenden lenken. Gemeinsam getroffene Entscheidungen schaffen ein gutes Gefühl und vermitteln gleichzeitig gegenseitige Wertschätzung. Um das zu erreichen, braucht es einen guten organisatorischen Rahmen, Identifikation der Mitarbeitenden mit ihrem Tun, transparente Regeln, wechselseitige Informationen und vor allem Respekt vor der Individualität und Autonomie der betroffenen Menschen. Es gilt zudem zu berücksichtigen, dass sich Bedürfnisse und Betreuungssituationen immer wieder verändern und eine Versorgung nach „Schema F“ niemandem gut tut.

Das Projekt bearbeitet die Frage, wie möglichst alle wichtigen Informationen und Ideen selbstverständlich weitergegeben werden können. Dabei stehen alle Heimsituationen im Blickpunkt: Vom Einzug bis hin zum Tod des Patienten und die Prozedur des Abschiednehmens für die ihm Nahestehenden. In den vergangenen acht Monaten wurde schon einiges erreicht: Zum Beispiel treffen sich nun jeden Morgen alle Beteiligten zum gemeinsamen Informationsaustausch, dem sogenannten „Blitzlicht“. Hier erfährt jeder, welche Programmpunkte auf der aktuellen Tagesagenda stehen. Auch nützliche Checklisten sowie die Fortentwicklung des Biografiebogens werden zeitnah an alle Wohnbereiche weitergeleitet. Das kommt bei allen Beteiligten gut an und erleichtert nicht nur die Arbeitsabläufe, sondern macht auch das gemeinsame Zusammenleben für alle schöner.

Jenny Nützmann, Nora Kruse, Dirk Müller

7. Fachtagung Palliative Geriatrie Berlin

Unser diesjähriges Motto „Palliative Geriatrie – mehr als Sterbebegleitung“ erweitert die Perspektive um die Lebensbegleitung alter Menschen. Namhafte Referentinnen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz folgen wieder der Einladung des Kompetenzzentrums Palliative Geriatrie und zeigen die vielfältigen Facetten einer neuen Sorgkultur für alte und hochbetagte Menschen. Neben zahlreichen Vorträgen zur Palliativen Geriatrie greifen vier Themen-Sessions erfolgreiche Praxisbeispiele sowie Fragen zum Umgang mit trauernden oder demenzerkrankten Menschen auf. Mit dabei sind u. a. Andreas Heller aus Wien, Michael Wunder vom Deutschen Ethikrat, Gottlob Schober von Report Mainz, der Geriater und Palliativmediziner Roland Kunz aus der Schweiz sowie Dirk Müller vom KPG.

dimü

Termin: 12.10.2012
9-18 Uhr

Ort: Konrad-Adenauer-Stiftung

ACHTUNG: Die 7. Fachtagung Palliative Geriatrie Berlin ist aufgrund der großen Nachfrage ausgebucht. Sie können sich gerne auf eine Warteliste setzen lassen. Bitte schreiben Sie in diesem Fall eine Mail an birgit.krug@unionhilfswerk.de oder rufen Sie unter der Rufnummer 030 / 42 26 58 32 an. Das KPG informiert Sie, wenn noch Plätze für die Tagung freiwerden. Vielen Dank!

Grundsatzpapier zu Hospizkultur und Palliativversorgung

Eine zunehmende Anzahl alter Menschen wird am Ende ihres Lebens in einer stationären Pflegeeinrichtung betreut. Die Einführung von Hospizkultur und Palliativkompetenz in Pflegeheimen, die von immer mehr Trägern unterstützt wird, hat von daher grundlegende Bedeutung. Vor diesem Hintergrund haben die Deutsche Gesellschaft für Palliativmedizin und der Deutsche Hospiz- und Palliativverband eine Arbeitsgruppe eingerichtet, die Weiterentwicklungen in diesem Bereich voranbringen und unterstützen möchte. Auf Basis bereits vorliegender Erfahrungen sowie in enger Verknüpfung mit der derzeitigen Umsetzung der „Charta zur Betreuung schwerstkranker und sterbender Menschen in Deutschland“ und der „Pflege-Charta“. Aufbauend auf einem Konzeptpapier aus dem Jahre 2009 erarbeiten die beiden Verbände ein „Grundsatzpapier zur Entwicklung von Hospizkultur und Palliativversorgung in stationären Einrichtungen der Altenhilfe“.

dimü

Weitere Informationen und Downloads finden Sie unter: www.palliative-geriatrie.de/infomaterial

„Sauber, satt und sicher oder Würdevoll und MitGefühl?“



15. Berliner Hospizwoche

Perspektiven hospizlicher und palliativer Begleitung

vom 21. bis zum 27. Oktober 2012

Leben bis zuletzt

Der Ambulante Hospizdienst Reinickendorf/ KPG ist auch in diesem Jahr an der 15. Berliner Hospizwoche beteiligt. Gemeinsam mit dem Hospizdienst der Johanniter-Unfall-Hilfe und dem Hospizdienst der Paul Gerhardt Diakonie gestalten die drei Dienste im Pflegeheim „Am Plänterwald“ eine Veranstaltung zur Palliativen Geriatrie. Wie kann aus der Idee der Hospizbewegung eine neue Sorgkultur in der Altenpflege entwickelt werden? Das Thema wird u. a. mit dem bekannten Pflegekritiker und Autor Claus Füssek sowie Vertreter/-innen aus der Pallia-

tiven Geriatrie diskutiert. Zahlreiche Workshops illustrieren die kreativen Facetten der Lebens- und Sterbebegleitung alter Menschen näher. Außerdem berichten ehrenamtliche Mitarbeiter/-innen der Hospizdienste von ihren Begleitungen. Eine Anmeldung ist nicht erforderlich.

Termin: 23.10.2012
15-19 Uhr
Ort: UNIONHILFSWERK
Pflegeheim „Am Plänterwald“, Neue Krugallee 142,
12437 Berlin

Wiebe Scheer

ein. Aktuell kann zwar noch nicht von einer flächendeckenden, zeitnahen Schmerztherapie gesprochen werden. Zumindest eine noch bessere Zusammenarbeit soll dies in Zukunft aber realisieren.

Auf gute Zusammenarbeit

Das auf zwei Jahre angelegte Projekt will Bewohnern ein beschwerdefreies Leben bis zuletzt ermöglichen. Ziel ist es, die bestehende Kooperationsvereinbarung

verbessert werden? Wie lernen wir voneinander? Ein „Logbuch“, das Schmerzen dokumentiert und ausgewertet, soll die medizinische Versorgung konsequent an der individuellen Situation der Leidenden ausrichten. Zudem werden interdisziplinäre Fallbesprechungen erprobt. Im Zuge der sich verbessernden Schmerztherapie – die auch Arztpraxen aus dem Heim Umfeld beteiligt – soll sichergestellt werden, dass eine gute medizinische Behandlung auch außer-

PALLIATIV-PFLEGETIPP

Was tun bei unangenehmen Wundgeruch?

Bei manchen offenen Wunden stößt fast jeder an seine Grenzen. Denn: Diese Wunden sind nicht nur mit Schmerzen für den Patienten, sondern häufig auch mit unangenehmen Begleiterscheinungen, wie einem sehr intensiven, lästigen Geruch verbunden. Das ist peinlich für die Betroffenen und schwierig für die Angehörigen. In einer solchen Situation sind Erfahrung und Feingefühl gefragt. Es nutzt aber nichts, die Situation „schönzureden“. Manchmal hilft es den Kranken sogar, wenn offen ausgesprochen wird, wie belastend der Geruch für die Besucher ist.

Tipps der Palliativpflegefachkraft

Mit Aktivkohle und Chlorophyll, dem grünen Pflanzenfarbstoff, können Gerüche verhindert werden. Duftlampen mit der richtigen Essenz oder aufgestelltes Kaffeemehl nehmen der Raumluft den üblen Geruch. Als Laie sollte man allerdings nicht lange herumprobieren, sondern sich an erfahrene Palliative Care Fachkräfte wenden. Diese bekommen gemeinsam mit Palliativmedizinern fast jedes Problem in den Griff. So findet man schnell eine Lösung, mit der der Patient leben kann – auch wenn die Krankheit eine Heilung verhindert.

Michael Nehls

entdecken

Unterwegs in Brandenburg



Der Dichter Theodor Fontane besuchte Plaue ab 1874 mehrfach

Dirk Harm (49), ist Arzt, Künstler und Johanniterritter. In diesem Interview erzählt er, warum Glaube Hoffnung bedeuten kann und warum ein Leben ohne Kunst für ihn nicht denkbar ist.

■ Herr Harms, Sie sind in Südafrika aufgewachsen. Wie kamen Sie ins brandenburgische Plaue?

Nach meinem Medizinstudium in Südafrika bin ich nach Süddeutschland gekommen und habe mich hier nur mit Bildhauerei beschäftigt. Dann kam die Wende. Das fand ich sehr spannend und wollte den Umschwung gerne miterleben. Darum bin ich nach Wolgast und habe als Arzt in der Poliklinik gearbeitet. In der Zeit habe ich dann meine Frau kennengelernt.

■ Das hat in Ihrer Familie schon fast Tradition...

Stimmt. Mein Urgroßvater hat seine Frau bei einer Reise in die alte Heimat kennengelernt. Ebenso mein Großvater und dann schließlich auch ich. Wir haben in Berlin geheiratet, sind dann aber erst mal wieder nach Südafrika gegangen. Ich hatte dort noch einen Bildhauer-Auftrag zu erledigen – der beim ersten Versuch übrigens kolossal in die Binsen gegangen ist. Anschließend habe ich dann angefangen, in Windhuk als Mediziner zu arbeiten.

■ Wie hat es Sie dann wieder nach Deutschland gezogen?

Meine Skulpturen entsprachen damals nicht dem, was in Südafrika gefragt war. Alles Eurozentrische wurde eher misstrauisch beäugt. Ich hatte lange das Gefühl, zwischen den Welten zu hängen und war daher auf der Suche nach einem Ort, mit dem ich mich verwurzeln konnte. Wir sind zunächst nach Berlin –

weil meine Frau aus Zehlendorf stammt. Irgendwann haben wir dann das alte Schulhaus hier in Plaue entdeckt und renoviert.

■ Haben Sie Ihren Schritt jemals bereut?

Nie. Es war eine gute Entscheidung. Ich merke immer wieder, ich bin hier richtig. Womit ich mich in Deutschland manchmal schwer tue, ist der Vergleich der Menschen mit ihrem Umfeld. Was hat der und ich nicht? Die Reduzierung auf Besitz und Güter finde ich unsinnig. Viele Menschen, die ich in Afrika ken-



Eine gemeinsame Ebene ist zwischenmenschlich unerlässlich (Ton-Paar)

nengelernt habe, besitzen in unseren Augen nichts – und haben doch eine hohe Lebensqualität. Einfach aufgrund ihrer Würde, ihrer Phantasie und ihrer Kreativität.

■ Ihre Kreativität leben Sie in der Bildhauerei aus. Ist die Kunst Ausgleich für Ihre Arbeit als Arzt?

Kunst hat für mich fast religiösen

Charakter. Religion ist ja auch kein Hobby oder Ausgleich zu anderen Dingen, sondern eine Grundeinstellung, mit der man alles tut. Für mich ist die Kunst meine Grundeinstellung. Kunst ist für mich kein Luxus, sondern überlebensnotwendig.

■ Ein Leben ohne die Kunst wäre also nicht vorstellbar?

Ich bin überzeugt davon, nicht nur für mich, sondern für keinen Menschen. Ich sehe das häufig an meinen Patienten: Was sie wieder gesundmacht, was sie weitermachen lässt, ist ihre künstlerische Fähigkeit. Ich sehe diese Fähigkeit eigentlich bei allen Menschen, nur die Ausdrucksmedien sind unterschiedlich. Oft bleiben keine Spuren, das bedeutet aber nicht, dass nicht vorher etwas ganz Tolles geschaffen wurde.

■ Ihre Kunst hinterlässt Spuren. Erst kürzlich haben Sie in Plaue eine Theodor Fontane Bronzestatue enthüllt. Warum gerade Fontane?

Bei den Sitzungen des Bürgerversamms habe ich zum ersten Mal erfahren, dass Theodor Fontane Plaue ab 1874 mehrfach besucht und hier seine Sommer verbracht hat. Was mich dann aber wirklich interessiert und inspiriert hat, war der Geist Fontanes. Für die Menschen hier ist gar nicht so entscheidend, dass Fontane hier war, sondern, dass ein so bedeutender Mann wie Fontane Plaue richtig gut fand. Das schafft Selbstwertgefühl.

■ Neben Ihrem Atelier befinden sich in Ihrem Haus auch Ihre Praxisräume. Wurden Sie als Arzt mit südafrikanischen Wurzeln angenommen?

Absolut. Ich habe 1994 angefangen und es hat sich schnell herumgesprochen, dass ich mir Zeit nehme für meine Patienten. Auch für Sterbende.

■ Sind Sie so zur Palliativ Medizin gekommen?

Ich bin da eher „reingefallen“. Es gab damals hier eine sehr aktive

Hauskrankenpflege mit dem Namen „Jedermann“, die die Hospiz-Idee schon sehr früh verstanden und praktiziert hat. Diese Gruppe hat mich immer wieder gerufen, so wurde ich irgendwann zu einer Art „Sterbedoktor“. 2007 wurde die ambulante Palliative Versorgung unter



Vielseitig: Dirk Harms ist Arzt, Künstler und Johanniterritter

dem Kürzel „SAPV“ gesetzlich geregelt. SAPV steht für Spezialisierte ambulante Palliativversorgung. Ich hab am 1. April 2009 die Rolle des Ärztlichen Leiters des PCT (Palliativ Care Team; Anm. der Red.) in Brandenburg übernommen. Es besteht derzeit aus acht Palliativmedizinern und 20 Pflegekräften.

■ Gibt es einen Grund, warum Ihnen diese Arbeit so besonders am Herzen liegt?

Mein Engagement hat sicher etwas damit zu tun, das ich meine Großeltern in Südafrika lassen musste und nicht versorgen konnte. Ich will nicht nur mit Medikamenten helfen, sondern viel Grundsätzlicher: Ich will den Menschen helfen zu akzeptieren, dass der Tod kommt oder dass schwere Symptome nur zum Teil zu behandeln sind.

■ Ist es schwierig, Wünsche zu akzeptieren, wenn man selbst vielleicht eine ganz andere Vorstellung hat?

Ich kann die Frage am besten mit einem Exkurs zur Kunst erklären. Kunst hat ja immer etwas mit der eigenen Vergänglichkeit zu tun. Entsprechend setze ich mich in meiner Arbeit auch damit auseinander, wie ich selbst meinen letzten Weg gerne bestreiten würde. Das ist aber eine Falle: In dem Moment, indem ich einen sterbenskranken Menschen begleite, bin ich nicht derjenige, der reden soll, sondern der Betroffene soll seine eigene Fassung finden.

■ Also besser Zurückhaltung üben?

Es gibt kein Gesetz, dass man sich immer zurückhalten muss. Es gab durchaus auch Situationen, wo ich das Gefühl hatte: Hier ist es jetzt angebracht, ein Gebet zu sprechen. Und es war dann auch tatsächlich gut und ich hatte den Eindruck



Diese weiße Gips-Skulptur steht in Harms Garten in Plaue

„Das hat jetzt geholfen“. Leider ist vorher nie klar, welcher Weg für wen der richtige ist. Es gibt keine allgemeingültige Formel.

■ Macht der Glaube an Gott den Abschied leichter?

Manchmal kann er sogar Angst machen. Oft liegt das Problem darin, dass Glaube und Religiosität als eine Form von „Das macht man eben so“ praktiziert wird, in Wirklichkeit aber keine echte Verwurzelung da ist. Beim Thema Tod funktioniert das dann nicht mehr

■ Sind Sie selbst religiös?

Ja, ich wurde durch meinen Großvater mütterlicherseits in Afrika zunächst stark durch die Buschmann-Mythologie beeinflusst. Später habe ich dann an Chorwochen teilgenommen, wo viel geistliche Musik gesungen wurde. Für mich steckt in der christlichen Tradition unheimlich viel Wertvolles. Seit einigen Jahren bin ich deshalb sogar ein Ritter.

■ Ein Ritter? Das klingt ja fast mystisch.

Ich bin Johanniterritter. Mit dem Orden bin ich über meine Schwiegerfamilie in Kontakt gekommen: Mein Schwiegervater war Johanniterritter und auch meine Schwäger sind in diesem Geist tätig.

■ Was macht diesen Geist aus?

Die acht Zacken des Johanniterkreuzes stehen für die acht Seligpreisungen, also z.B. selig sind die geistig Armen, die Kranken, die Gefangenen... Die Grundidee ist, dass Gott sich im Kranken zeigt und das Dienst am Kranken somit gleichzeitig Gottesdienst ist. In dieser Idee finde ich mich wieder.

Herr Harms, wir danken Ihnen für das Gespräch.

unterhalten

Dies & das



Marken & Münzen

Mittenwaldbahn, Muskauer Park und Grimms Märchen



Am 9. August erschienen in der Serie „Für die Jugend“ drei Zuschlagmarken mit Abbildungen von historischen Lokomotiven – die Schnellzuglokomotive S 3/6 (55+25 ct), die Nebenbahnlokomotive PTL 2/2 (90+40 ct) und die Güterzuglokomotive „Leopold Friedrich“ (145+55 ct). Zeitgleich gelangten drei weitere Emissionen zur Ausga-



be: Eine Sondermarke zu 45 ct erinnert mit einer historischen Darstellung an den 1100. Geburtstag von Kaiser Otto dem Großen (912 – 973 n. Chr.). Ein weiterer Wert zu 55 ct gilt mit einer Jahrmarktszene dem Jubiläum „200 Jahre Gäubodenvolksfest in Straubing“. Und schließlich eine Marke zu 75 ct, die das 100-jährige Bestehen der Mittenwaldbahn mit einem Zug auf dem Mittenwald-Viadukt als Motiv würdigt.

Bereits am 12. Juli erschienen insgesamt vier Ausgaben, so zu dem Thema „In Deutschland zu Hause“ (55 ct) mit einem Klingelschild mit unterschiedlichen Nachnamen – als Hinweis darauf, dass in unserem Land circa 16 Mio. Menschen mit Migrationshinter-



grund leben. Des Weiteren gab es zwei Werte zu 45 und 55 ct mit Abbildungen des Kleinen Leuchtturms, errichtet auf einer Düne im Südwesten der Insel Borkum bzw. dem Leuchtturm „Arkona“ an der Nordspitze der Insel Rügen. Ein 90-ct-Wert als Gemeinschaftsausgabe mit Polen in der Serie „Weltkulturerbe der UNESCO“ zeigt den 1815-45 von Fürst Pückler geschaffenen Muskauer Park. Die vierte Marke im Bunde – zu einem Wert von 145 ct – eine Fotocollage von Hund, Katze und Fisch verweist auf die notleidenden Tiere im Tierheim.



Am 14. Juni hatten folgende Emissionen Ersttag: ein 260-ct-Wert „Deutsche Malerei“, mit dem Bild „Das Balkonzimmer“ des Malers Adolf Menzel (1815 – 1905), des



Weiteren ein 55-ct-Wert zur Erinnerung an das Erscheinen des ersten Bandes der ersten Auflage der Grimmschen Märchensammlung sowie ein 85-ct-Wert zum Jubiläum „150 Jahre Deutscher Chorverband“. Diese Marke zeigt eine illustrative Dar-



stellung von S ä n g e r n . Schließlich als G e m e i n - schaftsausgabe mit Liechtenstein gab es einen 75-ct-Wert, auf dem die im Jahre 1928 eingeweihte, auf 2.108 m gelegene Pfälzer Hütte im Abendlicht zu sehen ist.

Manfred Stocks Rätsellecke

Kreuzworträtsel

flacher chin. Kochtopf		Insel im Mittelmeer	Zeitwort	Berg in Tirol	Stockwerk	Teil des Bruches
Monat	Handwerker					
Roman-titel von J. Verne (1. Teil)	Roman-titel von J. Verne (2. Teil)	Stadt an der Elbe			Stadt in Italien	alter Mann
Schwert-titel		Tierhaare				
Stern im Pegasus		Inbe-schlag-nahme	gegerbte Tierhaut			
		Neben-fluss der Donau	Schiffs-anlege-stelle	Europäer	Veran-staltung	
Droschik-kaufschar		harzreich. Holz	Anfechtung			Über-bleibsel
		Vulkan-schmelze	Sport-begriff	Teil des Gedichts		
Waldtier	Skulptur im Naumburg-Dom	Wurf-spiel			Fahrzeug	Musik-zeichen
		sand-farben	sittliche Gesamthaltung	nicht trocken		
Wohnungs-wechsel	Vortrags-künstlerin		Kinder-blas-instrument			
		Wohlge-schmack	Gest. der Nibelungen-sage	Back-masse	tropische Frucht	
Sport-nudelpool	griech. Buchst	die eigene Person		röm. Gewand	Sing-vogel	
engl. Titel	Sternbild		Kleidg.-stück südamer. Stadt	Mulde an Gletscher-hängen	Schiffs-seite	
		ländlich, bäuerlich				
Stadt in Meckl.	Stadt in Thüringen		tropische Pflanze			
		französ. Märchen-reise		Wende-kom-mando auf See		

Lösung Ringrätsel – Ausgabe 75-2012

Waagrecht: Wok, Ofensetzer, Riesa, Iris, Belegung, Enif, Leder, Fiaker, Ire, Scala, Kien, Reh, Lava, Vers, Uta, beige, Umzug, nass, Diseuse, Tute, Gig, Ute, Eta, Ich, Toga, Earl, Hose, Argo, rustikal, Demmin, Agave, Jena, Oger, Ree

Senkrecht (spaltenweise): Mai, Reise um die Erde in achtzig Tagen, Kosika, Aus, Aroma, Fell, Ger, Verb, Raab, Rio, Niet, Versuchung, Isel, Kai, Ethos, Eselei, Star, Etage, Event, Teig, Udine, Auto, Kar, Nenner, Rest, Guave, Greis, Sela, Lee

Von der Sehnsucht nach Ordnung und dem Scheitern daran

Hannes Felix ist ein moderner Don Quichote. Mit großer Leidenschaft kämpft er für Ordnung – sowohl im Privaten als auch im Beruflichen. Sein größter Störfaktor dabei ist aber immer wieder der Mensch. Als seine Freundin ihn verlassen will, wirft sie ihre Sachen wahllos in den Koffer. Unerträglich für ihn ist nicht die Tatsache des Verlassen-Werdens, sondern der Zustand des Koffers. Er beginnt die Dinge systematisch zu sortieren. Für sie der letzte, ausschlaggebende Grund, ihm endgültig den Rücken zuzukehren.

Beruflich scheint es zunächst besser zu laufen. Angestellt bei einer Self-Storage-Firma kann er seinen Obsessionen freien Lauf lassen. Durchaus amüsierend erzählt, erfährt man einiges über Ordnungssysteme, die nicht nur das Lagern betreffen, sondern bald das ganze Leben. Nach und nach wird deut-



lich, dass das alles aber nicht mehr gesund ist. Wie Hannes Felix versucht, dem Chaos der Welt mit immer abstruser werdenden Ideen zu begegnen, ist anfangs noch sehr witzig, wird im Laufe des Romans aber immer trauriger und auch ermüdender. Sparschuh selbst nennt seinen Roman in einem „Zeit“-Interview eine „Reise von einer klassischen Neurose in eine tiefe Psychose“, die in einem großen Showdown endet.

„Im Kasten“
Jens Sparschuh
Kiepenheuer Witsch
ISBN-Nr.978-3-462-04417-1
18,99 Euro

Vorgelesen

Die kleine Gans, die aus der Reihe tanzt – ein Plädoyer fürs eigene Tempo

Zita, die kleine Gans, kommt immer aus dem Takt. Und weil sie den vorgegebenen Rhythmus nicht einhält, darf sie auch nicht mehr beim täglichen Gang der Gänse zum Meer dabei sein. Selbstzweifel plagen sie, Tränen kullern. Doch die anderen Tiere finden Zitas Rhythmus ganz toll. Erst der Specht, dann das Huhn und schließlich stimmen noch weitere Tiere mit ein und tragen ihre eigenen Laute zu einem neuen Takt bei. Diesem Rhythmus kann schließlich auch die Gänse-schar nicht mehr widerstehen und so gelangen alle gemeinsam fröhlich



zum Meer – ganz ohne Gleichschritt.

In Jean-Francois Dumont's zauberhaft bebildeter Geschichte wächst jungen und älteren Lesern die kleine Gans Zita schnell ans Herz. Zita erkennt, dass Anderssein nicht Ausgrenzung bedeuten muss, sondern erfreuen und inspirieren kann. Der Mut zum eigenen Tempo, zum Ausbrechen aus dem Gleichschritt, zum Unterschiedlichsein wird mit viel Humor und vielen verschiedenen Klangfarben der Worte vermittelt.

Die lautmalерischen Sprachelemente – im Text gut abgesetzt – machen einfach Spaß beim Lesen und

Zuhören. So mancher wird da mit einstimmen. Kurze Textpassagen sind harmonisch in die Bilder integriert. Die stimmungsvollen, doppel-seitigen Aquarellbilder überzeugen durch Heiterkeit, gekonnte Darstellung von Emotionen und dynamischen Perspektivwechseln, die den Handlungsverlauf sehr plastisch widerspiegeln. Wer mag, kann die verschiedenen Klangbilder mit Bewegungen oder Geräuschen untermalen. Ein Spaß für die ganze Familie.

Heike Böttger

„Die kleine Gans, die aus der Reihe tanzt“ von Jean-Francois Dumont
Für Kinder ab 4 Jahre
Erschienen bei arsEdition 2011
ISBN 978-3-7607-4974-7
12,95 Euro

Schnappschüsse

Menschlich gesehen

Netzwerken, feiern und informieren

Der Frühlingsempfang der USE

Der Frühlingsempfang der Union Sozialer Einrichtungen (USE) gGmbH hat mittlerweile eine gute Tradition: Einmal im Jahr lädt das Sozialunternehmen Vertreter aus



Foto: D. Matthesius



Die USE informierte über ihr vielseitiges Angebot

Leistungsspektrum zu präsentieren. Am 18. Juni kamen in diesem Jahr über 500 Gäste ins „pier36ins“ nach Grünau - nicht nur um die maritime Atmosphäre an einem warmen Sommertag zu genießen - sondern auch um sich auf der Hausmesse über die Gewerke und die Dienstleistungsbereiche der USE und ihrer Tochterunternehmen zu informieren. Vom Bootsbaubau über das Freiwilligenzentrum STERNENFISCHER bis hin zur Schneiderei erhielten die Gäste so einen Einblick in die vielfältigen Angebote der USE gGmbH bzw. der Tochterunternehmen.

Politik, Verwaltung, Wirtschaft und anderen sozialen Einrichtungen ein, um sich für die erfolgreiche Zusammenarbeit zu bedanken und ihnen das bekannte alte, aber auch das neue, erweiterte



Staatssekretär Büge (mi.) mit USE-Geschäftsführern Sperlich (li.) und Grasnick (re.)

Wir gratulieren

Zur Feier des 25. Dienstjubiläums von Herrn Norbert Prochnow beim UNIONHILFSWERK versammelten sich am 9. August zahlreiche Gratulanten im Wohnheim Treptow. Natürlich gab's auch Geschenke - aufgrund von Herrn Prochnows Liebe zu allem Preußischen und Militärischen - persönlich überreicht von König Friedrich Wilhelm I und einem seiner Langen Kerls. Auch an dieser Stelle noch mal: Herzlichen Glückwunsch!



Königliche Glückwünsche

Wir gratulieren!

Im 3. Quartal 2012 gehen unsere Glückwünsche an folgende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter:

Jubiläum

10 Jahre

Rolf Scheel, Eva Polte, Britta Paps, Lars Linden, Lutz Engler, Alexandra Osterroth, Olaf Saft, Christine Brandt, Erika Müller, Angelika Lonser, Christa Godau, Monika Brückner

15 Jahre

Ulrike Just, Anja Schumann, Christina Zühlsdorf, Martina Neumeister

20 Jahre

Estibaliz Meyer, Heike Schiemann, Sigrid Grunert, Dagmar Bauernfeind

25 Jahre

Norbert Prochnow, Manfred Frank Erdle

Save-the-date: „Jingle Bells“ am Gendarmenmarkt

Benefiz-Konzert mit internationalen Weihnachtsliedern

Die Aktivitäten der Unionhilfswerkstiftung befassen sich überwiegend mit der Verbesserung der Rahmenbedingungen für die Arbeit der palliativen Geriatrie bzw. der ambulanten und stationären Hospize. Die vorweihnachtliche Adventszeit bietet sich an, diese Themen über ein weihnachtliches Benefizkonzert einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Die Unionhilfswerkstiftung lädt deshalb zum Benefizkonzert am 26. November 2012 in die Französische Friedrichstadtkirche am Gendarmenmarkt ein: Der Art of Contrast Studio Chor wird unter der Leitung

von Dieter Himmer, dem langjährigen Chefdirigenten des Berliner Friedrichstadtpalastes, internationale Weihnachtslieder präsentieren. Neben Klassikern wie „Leise rieselt der Schnee“ und „Rudolph, the red-nosed reindeer“ bereichern auch Gospels und schwedische Weihnachtslieder das Repertoire.

Unterstützt wird der Chor durch die Solisten Katharine Lyn Bolding (Sopran) und David Oliver (Tenor) von der Deutschen Staatsoper Berlin.

Kartentelefon: 030 / 42 26 58 22
Beginn: voraussichtlich 16 Uhr
Preise: ab 25,- Euro



Foto: Art of Contrast Studio Chor

Auch in diesem Jahr lädt die Unionhilfswerk-Stiftung zum Benefizkonzert

Bücherbasar in Reinickendorf

„Anfang August organisierte der CDU Ortsverein Am Schäfersee einen Bücherbasar in Reinickendorf. Insgesamt kamen stolze 410 Euro zusammen! Diese wurden vom engagierten Ortsverein in einer von Kindern gestalteten Kiste gesammelt und an die Unionhilfswerk-Stiftung für die Patientenverfügungsberatung gespendet. Herzlichen Dank dafür!“

Dirk Müller



410 Euro bei Bücherbasar gespendet

Laudatio auf Dieter Krebs

„Sie haben es gut gemacht“

Natürlich floss viel persönliche Verbundenheit in die Laudatio, die die Ehrenvorsitzende Herta Schicks für Dieter Krebs, dem Landesvorsitzenden des UNIONHILFSWERK, hielt. Sie und viele Mitstreiter feierten das 20jährige Dienstjubiläum von Dieter Krebs - Lob als Huldigung von Leistung.

Seinen Kurs, Dienstleistung mit erfolgreicher wirtschaftlicher Entwicklung zu verbinden, seine Fähigkeit, Kontakte als kompetenter Partner des Landes Berlin aufzubauen, waren die Grundfesten des Erfolges - übrigens oft auch gegen Widerstände. Entscheidend - so das Urteil von Herta Schicks - das neue Konzept Akzente für die Zukunft setzen. Dass es der Jubilar zudem verstand, das Unionhilfswerk im Bewusstsein der Öffentlichkeit zu verankern, gehört zu

seinem Pragmatismus, der Visionen nicht ausschließt. Die warmherzige Laudatorin leitete vom Lebensmotto des Jubilars „Wenn man etwas macht, dann richtig!“ die Schlussequenz ab: Wir sind uns einig, Sie haben es gut gemacht. Eine Feststellung, der sich die Anwesenden, die Nichtanwesenden und natürlich auch dieses Redaktionsteam von „Wir für Berlin“ von Herzen anschließt.

ik Gratulation zum 20. Dienstjubiläum



Foto: P. Kallisch